

Jubiläen 2007

Personen | Ereignisse

UNIVERSITÄT LEIPZIG

Jubiläen 2007

Personen | Ereignisse



UNIVERSITÄT LEIPZIG

Impressum

Herausgeber: Rektor der Universität Leipzig
Redaktion: Dr. Manuela Rutsatz
Satz: Susanne Michel und Randy Kühn
Druck: Merkur Druck- & Kopierzentrum GmbH, Leipzig
ISBN 978-3-934178-82-3
Redaktionsschluss: 23. März 2007
Preis: 4,00 €

Kontakt

Universität Leipzig
Pressestelle
Ritterstraße 26, 04109 Leipzig
Telefon 0341 97-35020
E-Mail presse@uni-leipzig.de
www.uni-leipzig.de/presse

Inhalt

Inhalt

Geleitwort	7
Franz Lau Zum 100. Geburtstag am 18. Februar 2007	9
Heinrich Schmitthenner Zum 120. Geburtstag am 3. Mai 2007 und zum 50. Todestag am 18. Februar 2007	15
Arthur Hantzsch Zum 150. Geburtstag am 7. März 2007	21
Hermann Baum Zum 75. Todestag des ersten Dekan der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Leipzig am 13. März 2007	25
Henry Ernest Sigerist Zum 50. Todestag am 17. März 2007	31
Hans Mayer Zu seinem 100. Geburtstag am 19. März 2007	37
Wilhelm Ostwald Zum 75. Todestag am 4. April 2007	43

Miklós Rózsa	47
Zum 100. Geburtstag am 18. April 2007	
Erich Mühle	53
Zum 100. Geburtstag des bedeutenden Phytopathologen am 9. Mai 2007	
Julius Wagner	59
Zum 150. Geburtstag des Chemikers am 3. Juli 2007	
Wilhelm Wundt	65
Zum 175. Geburtstag am 16. August 2007	
Georg-Siegfried Schmutzler	71
Zum 50. Jahrestag des Prozesses gegen den Leipziger Studentenpfarrer vom 25. bis 28. November 2007	
Werner Heisenberg	77
Zum 75jährigen Jubiläum der Übergabe des Nobelpreises am 10. Dezember 2007	
Ulrich von Hutten	81
Zu seiner Immatrikulation vor 500 Jahren	
Otto Mencke: Acta Eruditorum	87
Zum 325. Jahrestag des Erscheinens der ersten wissenschaftlichen Zeitschrift Deutschlands und zum 300. Todestag ihres Begründers Otto Mencke	
Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache	93
Zum 275. Jahrestag der Herausgabe der ersten Fachzeitschrift für die deutsche Sprache und Literatur	
Johann Ch. Gottsched und Friedrich II.	97
Zum 250. Jahrestag der Unterredungen zwischen Johann Christoph Gottsched und dem preußischen König Friedrich II.	

Max Reger	101
Zum 100jährigen Jubiläum der Ernennung Max Regers zum Universitätsmusikdirektor in Leipzig	
Heinrich Stromer von Auerbach	107
Zum 525. Geburtstag im Jahre 2007	
Johann Rhagius (Aesticampianus)	113
Zum 550. Geburtstag und zum 500. Jahrestag des Vorlesungsbeginns in Leipzig	
Collegium Juridicum	117
Zum 125. Jahrestag der Übergabe des Neubaus	
Autorenverzeichnis	122
Bildnachweise	124

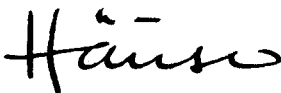
Geleitwort

Von einer Tradition lässt sich bereits jetzt sprechen, seit 2004 erscheint jährlich ein Band voller Kalenderblätter zu Personen, Einrichtungen und Ereignissen aus der Geschichte der Universität Leipzig.

Dieses Jahr sind es 125 Seiten, die sich den „runden“ Jubiläen der Alma mater lipsiensis widmen. Geschrieben sind sie für Mitglieder und Freunde unserer Universität und natürlich auch für jenen größeren Kreis von Menschen, die sich für Themen der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte interessieren.

Noch zwei Jahre sind es bis zum großen Jubiläum von 2009, der Gründung der Universität Leipzig vor 600 Jahren. Es ist eine Freude, bereits auf dem Weg dorthin auf eine solche Weise Einblicke in die Geschichte und damit auch in das Heute der Universität Leipzig zu gewähren und zu erleben.

Neben Redaktion und Herstellung möchte ich insbesondere den Autoren dieser Kalenderblätter danken, ermöglichen sie doch durch ihr Mitdenken und Mittun das Erscheinen dieser Publikation. Möge dieses Engagement erhalten bleiben und möge auch der Band „Jubiläen 2007“ eine große interessierte Leserschaft finden!



Prof. Dr. iur. Franz Häuser
Rektor der Universität Leipzig

Franz Lau

Zum 100. Geburtstag am 18. Februar 2007



Nur mit „Zittern und Zagen“ folgte Franz Lau 1947 dem Ruf auf den Lehrstuhl für Kirchengeschichte in Leipzig, wie er es rückblickend im Oktober 1970 für das Vorwort zum letzten von ihm herausgegebenen „Lutherjahrbuch“ formuliert. Das in Leipzig herausgegebene Jahrbuch steht u. a. bis heute für die Internationalität der kirchengeschichtlichen Forschung an der Theologischen Fakultät der Alma Mater Lipsiensis.

Laus „Zittern und Zagen“ bezog sich auf seine Vorgänger, die im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Garanten für die Bedeutung der Leipziger Theologischen Fakultät für die deutsche Wissenschaft gewesen waren wie Albert Hauck (1845-1918), Heinrich Böhrer (1869-1927) oder sein unmittelbarer Vorgänger Heinrich Bornkamm (1901-1977).

Mit Leipzig war das Leben Christian Karl Bernhard Franz Laus sehr eng verbunden. In Leipzig-Connewitz am 18. Februar 1907 als erstes Kind des Landrichters und späteren Landgerichtsrates Dr. jur. Leopold Lau († 1916) und seiner zweiten Frau Emma Elisabeth, geb. Petzold († 1945) geboren, sollte sich sein Leben auch hier vollenden. Er starb am 6. Juni 1973 in der Universitätsklinik. Nach drei Jahren Volksschule besuchte er von 1916 bis 1925 das Leipziger Königin-Carola-Gymnasium. Zunächst schrieb er sich in Leipzig für Germanistik, Philosophie und Geschichte ein, wobei er sich vor allem für die beiden letzteren Fächer interessierte. Besonders Hans Driesch (1867-1941) und sein Lehrer in Geschichte, Siegmund Hellmann (1872-1942), prägten ihn und seinen späteren Weg. Hellmann stand ihm nahe, als 1923 sein Großvater Karl Gustav Petzold (1841-1923) starb, mit dem er seit dem Tod des Vaters 1916 eine besonders enge Beziehung hatte. Petzold – aus einfachen Verhältnissen in Stötteritz bei Leipzig stammend – war sächsischer Pfarrer gewesen, ehe er seinen Ruhestand in Leipzig verbrachte. Ihm und Hellmann verdankte Lau seinen Entschluss, Theologie zu studieren. Nach einem kurzen Studienaufenthalt in Wien begann er das Studium im Frühjahr 1927 in Leipzig und legte 1930 das Erste Theologische Examen ab. Auf eine Zeit am Predigerkolleg St. Pauli folgte 1931 bis 1932 eine Assistentenstelle bei dem Systematiker Horst Stephan (1873-1954). Aus dieser Beschäftigung ging seine 1933 eingereichte Licentiatenarbeit *„Äußerlich Ordnung und weltliche Ding in Luthers Theologie“* hervor. Hier verhandelte Lau bereits das Thema, das ihn sein ganzes Leben nicht mehr loslassen und immer wieder ungeahnte Aktualität entwickeln sollte: die Frage nach der Göttlichkeit weltlicher Ordnungen, nach den Regierweisen Gottes in dieser Welt.

Aus Sorge um eine sichere Existenz seiner Familie übernahm er im Oktober 1932 – zunächst als Pfarrvikar – die Pfarrstelle in Regis-Breitingen südlich von Leipzig. Versuche, ihn an der Universität zu halten, schlugen fehl. Ziemlich rasch positionierte er sich in dem sich zuspitzenden Kirchenkampf zwischen Deutschen Christen (DC) und Bekennender Kirche (BK). Die Glaubensbewegung „Deutsche Christen“ hatte sich eng an das Parteiprogramm der NSDAP angelehnt und vor allem aus der dortigen Erwähnung eines „positiven Christentums“ die Hoffnung geschöpft, mit dem Aufschwung der nationalsozialistischen Bewegung einen kirchlichen Aufschwung verbinden zu können. In der BK allerdings

sah man die Gefahr der Vermengung von weltlichen und geistlichen Kriterien, der die DC besonders in Bezug auf den 1933 in Deutschland eingeführten Arierparagraphen auch erlagen, als sie auch für die Kirche den Ausschluss „nichtarischer“ Menschen forderten. Sie negierten damit, dass das Heilsgeschehen in Christus unterschiedslos allen Menschen gilt. Lau wurde 1933 Vertrauensmann der BK seiner Ephorie. Neben einer zeitweisen Versetzung war eine Folge seines Engagements, dass er zunächst nicht in den vollen (ständigen) Dienst seiner Landeskirche übernommen wurde.

Seit Oktober 1936 arbeitete Lau als Studiendirektor des Predigerseminars Lückendorf südlich von Zittau. Er hatte so intensiven Kontakt zu einem großen Teil des Pfarrernachwuchses, für den in der zweiten Ausbildungsphase die Zeit in einem Predigerseminar verpflichtend ist. Die BK versuchte auch in Sachsen in dieser Zeit, neben der deutschchristlichen Kirchenleitung in Dresden eine parallele Kirchenleitung aufzubauen, die sich deutlich von der unchristlichen Haltung im Landeskirchenamt unterschied. Der Einfluss, den die BK durch Lau auf die Vikare hatte, wurde 1938 durch Schließung des Predigerseminars unterbunden. Lau stand zunächst ohne Anstellung da und arbeitete für die BK weiter bei der Betreuung der Vikare. Im Juni trat Lau, nach jahrelangen Unstimmigkeiten innerhalb der BK Sachsens, aus der BK aus. Er warf ihr Verantwortungslosigkeit gegenüber den Vikaren und Neupfarrern vor, die ihm besonders am Herzen lagen. Die Grundpositionen Laus im Hinblick auf die kirchenpolitischen Fragen standen jedoch zu keiner Zeit zur Disposition. So konnte er 1945 unbelastet – nun als Pfarrer der Martin-Luther-Kirchgemeinde Dresden – zur Integrationsfigur sowohl für Pfarrer der Bekennenden Kirche als auch für Pfarrer, die sich weder den DC noch der BK zurechneten (der sog. „Mitte“), werden. Gemeinsam mit dem späteren Präsidenten des Landeskirchenamtes, Erich Kotte (1886-1961), baute er die Kirchenleitung der Sächsischen Landeskirche wieder auf, die vollständig deutschchristlich gewesen war. In seinen Händen lag im Wesentlichen die Selbstreinigung der Pfarrerschaft in Sachsen. Als geistlicher Leiter der Landeskirche von 1945 bis 1947 trug er den Titel Landessuperintendent und nahm Bischofsfunktion wahr. Im Oktober 1947 konnte der 1938 des sächsischen Landes verwiesene Leiter der sächsischen BK, Hugo Hahn (1886-1957), aus seinem württembergischen Exil zurückkehren und übernahm das Bischofsamt.

Die Rückkehr Hahns war nicht nur für die sächsische Landeskirche erfreulich, sie war auch für die Leipziger Theologische Fakultät ein Glücksfall. Die schon vorhandene Liste für die Neubesetzung der Nachfolge Bornkamms auf den Lehrstuhl für Kirchengeschichte wurde geändert und Lau auf den ersten Platz gesetzt – allerdings zunächst ohne sein Wissen. Er war etwas überrascht von dem

Angebot, das zwischen Landeskirche, Staat und Fakultät ausgehandelt worden war, hatte er sich doch auf eine Zukunft in der sächsischen Landeskirche eingestellt. Eine gleichzeitige Offerte der Universität Rostock für den Praktisch-theologischen Lehrstuhl hatte er ausgeschlagen. Von 1939 bis 1943 war er Herausgeber und Schriftleiter der „Homiletischen Monatshefte“ gewesen und hatte sich so über Sachsen hinaus einen Namen als Praktischer Theologe gemacht. 1952 verlieh ihm die Rostocker Universität schließlich den Titel eines Ehrendoktors der Theologie.

Lag sein bisheriges Wirkungsfeld eher im innerkirchlichen Bereich, so änderte sich dies nun grundsätzlich, ohne dass seine kirchliche Verbundenheit kleiner wurde. Lau konnte als Professor für Kirchengeschichte auch akademisch die Fragestellung wieder aufgreifen, die er schon in seiner Licentiatenarbeit bewegt hatte. Sein Buch „Luthers Lehre von den beiden Reichen“ (Berlin 1952), die das Verhältnis von geistlichem und weltlichem Regiment Gottes auf dieser Erde zum Thema hat, ist bis heute ein Standardwerk. In Leipzig konnte er sich auch wieder der Generation zuwenden, der schon immer sein besonderes Augenmerk gegolten hatte: dem Pfarrernachwuchs. Die Seelsorge an der Fakultät nahm für ihn einen großen Raum ein. Darüber hinaus war er häufiger Gast bei der Leipziger Studentengemeinde, womit sein Radius deutlich über die Fakultät hinausging. War schon seine Licentiatenarbeit als fundamentaler Beitrag zur Lutherforschung aufgenommen worden, so stellte sich Lau spätestens mit seinem Buch von den beiden Regierweisen Gottes in die vorderste Reihe dieser Forschung. Die Generalsynode der Vereinigten Evang.-Luth. Kirche Deutschlands (VELKD) bat ihn, die Herausgabe des seit 1941 nicht mehr erschienenen Jahrbuches der Lutherforschung zu übernehmen. Seit 1957 ist es bis heute, gemeinsam mit der eingeschlossenen Lutherbibliographie, unverzichtbares Werkzeug eines jeden Lutherforschers auf der ganzen Welt. Restriktionen und Bestrebungen, seine Arbeit, die nicht auf der offiziellen wissenschaftlichen Linie der DDR lag, zu beschränken, konnte durch die von Beginn an gepflegte Internationalität der Wind aus den Segeln genommen werden. Lau selbst opferte hierbei persönlich sehr viel Zeit und Kraft, ehe er infolge seiner Erkrankung für das Jahrbuch 1972 den Staffelnstab an seinen Schüler Helmar Junghans weiterreichen musste. Neben seiner Bedeutung für die internationale Lutherforschung – 1959 erschien eine in vier Sprachen (Englisch, Polnisch, Japanisch, Portugiesisch) übersetzte Lutherbiographie, 1964 eine Reformationsgeschichte bis 1532 – gehörte auch die sächsische Kirchengeschichte zu seinen Arbeitsschwerpunkten. Zahlreiche Dissertationen und Habilitationen und die Herausgabe des bis heute erscheinenden Kirchengeschichtsjahrbuches „Herbergen der Christenheit“ bezeugen dies. Auch die Betreuung der von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften – deren

Mitglied er seit 1965 war – herausgegebenen „Politischen Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen“ gehört hierher. Jahrelang war er Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft für Sächsische Kirchengeschichte“, die unter seiner Leitung jährliche Tagungen mit thematischen Schwerpunkten in wechselnden Orten Sachsens begann – eine Tradition, die bis heute durchgeführt wird.

Als Vorsitzender des „Arbeitskreises für Freikirchen und Sekten“ der VELKD gab er das 1966 in zwei Teilen erschienene „Handbuch zu Freikirchen und Sekten“ heraus, dessen Ziel es war, den Pfarrämtern eine Handreichung und Orientierung im Umgang mit Freikirchen und anderen Gruppierungen außerhalb der großen Kirchen zu geben. Neben regelmäßigem Predigen stand er auch der Leitung der Landeskirche in Dresden als Berater zur Verfügung. Schließlich ist aber noch sein Engagement in der Arbeit des Gustav-Adolf-Werkes zu nennen. Seit 1949 Mitglied, wurde er 1952 Präsident dieses Hilfswerkes für die in Minderheitensituation existierenden evangelischen Gemeinden auf der ganzen Welt. Es hat seinen Sitz seit seiner Gründung 1832 in Leipzig. Neben den ganz praktischen Hilfen widmete Lau sich der Bearbeitung der Geschichte der jeweiligen Kirchen (zum Beispiel die Waldenser in Europa, die Lutheraner in Amerika). Für ihn gründete zwar die Arbeit des Gustav-Adolf-Werkes in der Geschichte, ihre Aufgaben aber werden von der Gegenwart bestimmt. Lau führte die Diasporaarbeit über das bisherige Verständnis hinaus und wies auf die Tatsache hin, dass evangelische Christen eigentlich überall in Minderheit leben. Dazu zählte auch die Situation der Kirche in der DDR. Mit der Zeitschrift „Evangelische Diaspora“, die nach ihrer Zwangseinstellung 1941 erstmals 1953 wieder erschien, suchte er als Herausgeber, das Profil des „Gustav-Adolf-Werkes“ zu schärfen und so die Arbeit zu unterstützen.

Als Lau im Juni 1973 starb, ging die Trauer um den Verlust über seine Familie und die Theologische Fakultät weit hinaus. Die Fülle der Nachrufe macht dies sehr deutlich. Das kirchengeschichtliche Institut der Theologischen Fakultät jedoch schreitet in vielen Bereichen heute immer noch weiter auf seinen Pfaden, sei es bei der Herausgabe des „Lutherjahrbuches“ sowie des Jahrbuches zur deutschen Kirchengeschichte „Herbergen der Christenheit“ oder bei der in engem Schulterschluss mit dem Gustav-Adolf-Werk geschehenden Arbeit des „Instituts für Diasporawissenschaft“.

Markus Hein

Literatur:

Paul Wilhelm Gennrich: Die neue Schau der Diaspora: Franz Lau's Beitrag zur Diasporawissenschaft: theologische Begründung und Ausrichtung des Gustav-Adolf-Werkes. *Evangelische Diaspora* 38 (1967), 1-36.

Markus Hein: Die sächsische Landeskirche nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges (1945-1948). Leipzig 2002.

Helmar Junghans: In memoriam D. Franz Lau. *Herbergen der Christenheit* 10 (1975/76), 227-229.

Ingetraut Ludolphy: Franz Lau (1907-1973): Kirchenhistoriker und Anwalt evangelischer Diaspora. *Lutherische Kirche in der Welt* 48 (2001), 205-218.

N.N.: In memoriam D. Franz Lau. *Lutherjahrbuch* 42 (1975), 7-10.

Vierhundertfünfzig Jahre lutherische Reformation: 1517-1967: FS für Franz Lau zum 60. Geburtstag/ hrsg. von Helmar Junghans. Berlin 1967.

Heinrich Schmitthenner

Zum 120. Geburtstag am 3. Mai 2007 und
zum 50. Todestag am 18. Februar 2007



Heinrich Wilhelm Schmitthenner prägte die deutschsprachige Geographie des 20. Jahrhunderts insbesondere durch seine geomorphologischen Forschungen zur Problematik der Schichtstufen, zur regionalen Geographie von Ostasien, zur Kulturgeographie und zur Methodologie der Geographie. Er war einer der letzten Vertreter der klassischen deutschen Hochschulgeographie.

Seine akademischen Stationen waren Heidelberg, Leipzig und Marburg. Von April 1928 bis Juni 1945 wirkte er an der Universität Leipzig.

Heinrich Schmitthenner wurde am 3. Mai 1887 in Neckarbischofsheim im Kraichgau geboren. Sein Vater war der dortige und spätere Heidelberger Stadtpfarrer und Heimatdichter Adolf Schmitthenner. Er wuchs in einem calvinistischen Pfarrhaus mit fünf Geschwistern auf. 1893 zog die Familie in das nahe Heidelberg. Nach dem 1907 am dortigen Gymnasium abgelegten Abitur nahm Schmitthenner an der Universität Heidelberg sein Studium der Geographie, Geologie, Volkswirtschaftslehre und der Soziologie auf. Zu seinen Lehrern zählten u.a. die weltberühmten Professoren Eberhard Gothein, Alfred Weber und Max Weber sowie der Geologe Wilhelm Salomon-Calvi. Innerhalb der Geographie wurde hier die Basis für eine lebenslange Zusammenarbeit mit Alfred Hettner gelegt. Mit Wilhelm Credner, Fritz Jaeger, Fritz Klute, Friedrich Metz, Oskar Schmieder, Franz Thorbecke, Leo Waibel u.a. gehörte Heinrich Schmitthenner zum engeren Kreis der eine ganze Generation von Geographen dominierenden Heidelberger „Hettner-Schule“. Nach einem dreisemestrigen Wechsel an die Berliner Universität, wo ihn vor allem Albrecht Penck, Gustav Braun und Eduard Hahn beeinflussten, legte er 1912 seine Promotion mit der Dissertation „Die Oberflächengestaltung des nördlichen Schwarzwaldes“ an der Heidelberger Universität ab. Mit dieser Abhandlung begannen seine intensiven geomorphologischen Forschungen zur Problematik der Rumpfflächen und Schichtstufen, zunächst am Beispiel der deutschen Mittelgebirge.

Nach der Promotion führten ihn ausgedehnte Forschungsreisen mit seinem Lehrer Alfred Hettner nach Nordafrika (1912) und nach Ostasien (1913/14). Schmitthenner schlug das lukrative Angebot Fritz Jaegers aus, ihn auf seiner großen Südafrika-Expedition zu begleiten – diese Position nahm schließlich Leo Waibel ein – und führte stattdessen mit Hettner die große Forschungsreise durch Sibirien, China, Japan, Malakka, Java und Ceylon durch. Gesundheitlich geschwächt kehrte er im Sommer 1914 vorzeitig nach Heidelberg zurück. Nur wenige Tage später begann der I. Weltkrieg. Während des Krieges war Schmitthenner als Armierungssoldat in den Vogesen und im Elsass, und anschließend als Kriegsgéologe an der Westfront eingesetzt. Den Frontaufenthalt in Lothringen nutzte er zu seiner eingehenden Studie über das Schichtstufenland zwischen Mosel und Maas. Die Forschungsergebnisse flossen in die Habilitationsschrift ein, mit der er sich 1919 an der Universität Heidelberg habilitieren konnte.

Nach einer ersten Zeit als Privatassistent Hettners übernahm Schmitthenner als Nachfolger von Friedrich Metz ab 1920 die Stelle des planmäßigen Assistenten

am Geographischen Seminar der Heidelberger Universität; 1923 wurde er schließlich zum nichtplanmäßigen a.o. Professor ernannt. Die Assistentenjahre nutzte er intensiv zur Ausarbeitung seiner länder- und landeskundlichen, kulturgeographischen und geomorphologischen Forschungen. Neben der Dissertation und der Habilitationsschrift entstanden in diesen Jahren u.a. die Auswertungen der beiden großen Expeditionen („Tunesien und Algerien“, 1924 und „Chinesische Landschaften und Städte“, 1925) und mehrere Teilergebnisse seiner geomorphologischen und kulturgeographischen Arbeit, zum Beispiel über das Problem der Dellen (1925) und die Reutebergwirtschaft (1923). 1925 brach er mit Unterstützung der Universität Heidelberg und der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft erneut zu einer großen Forschungsreise nach China auf. Im Zentrum standen diesmal Studien über den Löß und die Morphologie des Hwaigebirges. Nach der Emeritierung Alfred Hettners verließ Schmitthenner Heidelberg und wurde 1928 als Nachfolger von Hans Meyer auf das seit 1915 bestehende Extraordinariat für Kolonialgeographie und Kolonialpolitik an die Universität Leipzig berufen. Schmitthenner war kein ausgewiesener Kolonialgeograph klassischen Zuschnitts; er verfügte aber über ausreichende Expeditionserfahrung und war zudem durch seine Lehrjahre bei Alfred Hettner ein hervorragender Kenner der allgemeinen und regionalen Geographie in Forschung und Lehre. Seine erste Vorlesung im Sommersemester 1928 widmete sich dem „Britischen Weltreich“; Lehrveranstaltungen über die „Länderkunde außereuropäischer Erdteile“, das Russische Reich und über „Tropische Landschaften“ folgten.

Kurze Zeit nach seinem Wechsel nach Leipzig erhielt Schmitthenner einen Ruf an die Universität Innsbruck. Die dadurch ermöglichten Bleibeverhandlungen mit dem sächsischen Kultusministerium führten schließlich zu einer Ernennung zum persönlichen Ordinarius an der Universität Leipzig, mit erweiterten Rechten und einer Aufgabenteilung mit dem Geographischen Seminar. Zusammen mit Karl-Heinz Dietzel, seinem Assistenten und späteren Nachfolger, stellte Schmitthenner die Kolonialgeographie auf eine neue wissenschaftliche Grundlage, losgelöst von der Kolonialpolitik. Seine am 22. Juni 1929 gehaltene Antrittsvorlesung über den „geographischen Typus der chinesischen Kolonisation“ leitete diese Neuorientierung der Kolonialgeographie und problemorientierten Länderkunde ein.

1936 wechselte Schmitthenner als Nachfolger von Wilhelm Volz auf das traditionsreiche, seit 1871 bestehende Ordinariat am Geographischen Institut der Leipziger Universität und hatte damit weitaus mehr Lehr- und Forschungsfreiheit. Der Wechsel war verbunden mit der Umwandlung der beiden Geographischen Seminare in Institute und einem Umzug aus dem Nordpaulinum in großzügige

Räumlichkeiten in der Schillerstraße. Hier befand sich das Geographische Institut bis zur 1969 erfolgten Schließung in Folge der III. Hochschul- und Akademieform der DDR.

In seiner Leipziger Zeit entstand auf Grundlage seiner Vorlesungsmanuskripte eines seiner Hauptwerke, das 1938 vorgelegte kulturgeographische Standardwerk „Lebensräume im Kampf der Kulturen“, das 1951 in zweiter Auflage und 1953 in französischer Übersetzung neu aufgelegt wurde. Von Leipzig aus redigierte Schmitthenner auch als Nachfolger seines Lehrers Alfred Hettner von 1935 bis 1944 die Herausgabe der „Geographischen Zeitschrift“, neben „Petermanns Mitteilungen“, dem „Geographischen Anzeiger“ und der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ die vierte einflussreiche Fachzeitschrift der deutschsprachigen Geographie. Diese Herausgebertätigkeit erforderte in Anbetracht der komplizierten finanziellen und politischen Umstände ein Höchstmaß an Ausdauer und Diplomatie. Das Wiedererscheinen der bis heute publizierten Geographischen Zeitschrift nach dem II. Weltkrieg (1963) hat Schmitthenner nicht mehr erlebt. Auch in der traditionsreichen, seit 1861 bestehenden Geographischen Gesellschaft zu Leipzig war er nach seiner Übersiedlung nach Sachsen aktiv, u.a. als langjähriger Vorsitzender. Schmitthenner war zudem Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina sowie Ehrenmitglied mehrerer Geographischer Gesellschaften.

Heinrich Schmitthenner gehörte nicht zu den exponierten Vertretern einer völkisch-nationalen Geographie, die während des Nationalsozialismus einen starken Aufschwung erlebte. Gemeinsam mit Oskar Schmieder und Karl-Heinz Dietzel engagierte er sich jedoch ab 1940 im Vorstand der nur kurze Zeit aktiven Deutschen Geographischen Gesellschaft, der auf Druck der NS-Wissenschaftsverwaltung geschaffenen Dachorganisation der deutschen Geographie. In diesem Umfeld entstand auch das von Schmitthenner mitherausgegebene umfangreiche und in einigen Beiträgen nationalsozialistisch-propagandistische Sammelwerk „Lebensraumfragen Europäischer Völker“ (1941).

Bei den großen alliierten Bombenangriffen auf Leipzig verlor Schmitthenner 1943 einen Großteil seiner Bibliothek und seiner wissenschaftlichen Sammlungen; auch seine Wohnung in der Inselstraße wurde total zerstört. Die beiden Geographischen Institute in der Schillerstraße waren hingegen nur teilweise beschädigt. Erst in den letzten Kriegsmonaten war der universitäre Lehrbetrieb stark eingeschränkt, bevor die Universität schließlich geschlossen wurde; zudem war Schmitthenner durch seine langwierige Krankheit behindert, die zu mehr-

monatigen Beurlaubungen führte. Eine Einberufung zum Kriegsdienst bleibt ihm jedoch erspart. Nach der Besetzung Leipzigs durch die US-Armee wurde Schmitthenner Ende Juni 1945 mit anderen Angehörigen der Universität Leipzig zwangsweise in die amerikanische Zone nach Weilburg an der Lahn evakuiert. Noch kurz zuvor wählte ihn die Leipziger Philosophische Fakultät zum Dekan der Naturwissenschaftlichen Abteilung. Für kurze Zeit nahm Schmitthenner so seine akademischen Amtsgeschäfte aus dem Exil war.

In Hessen konnte Schmitthenner nach dem Kriegsende seine Laufbahn rasch fortsetzen und übernahm 1946 nach der Wiedereröffnung des Lehrbetriebes zunächst kommissarisch und bald als Ordinarius den Lehrstuhl für Geographie an der Universität Marburg. Er trug somit zum raschen Wiederaufbau der Hochschulgeographie in der Bundesrepublik Deutschland bei und stand für eine wissenschaftlich und didaktisch auf höchstem Niveau stehende Kontinuität der geographischen Forschung und Lehre. 1955 wurde Heinrich Schmitthenner emeritiert. In seinem Spätwerk widmete er sich, nicht zuletzt wegen des Verlustes seiner Sammlungen und aufgrund seines schlechten Gesundheitszustandes, methodischen, theoretischen und historischen Fragen der Geographie. Im letzten Lebensjahrzehnt entstanden u.a. die „Studien über Carl Ritter“ (1951), die methodisch-theoretische Abhandlung „Zum Problem der Allgemeinen Geographie und der Länderkunde“ (1954) und zu seinem Spezialthema schließlich das Werk „Probleme der Schichtstufenlandschaft“ (1956).

Schmitthenner starb nach schwerer Krankheit am 18. Februar 1957 in Marburg. Er brachte keine spezifische Schule hervor, war jedoch in Leipzig und Marburg Lehrer und akademischer Wegbegleiter einer Vielzahl von Hochschulgeographen der deutschen Nachkriegsgeografie.

Bruno Schelhaas

Literatur:

Friedrich Metz: Heinrich Schmitthenner und die deutsche Landeskunde. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 21 (1958) 1. S. 48-53.

Ernst Neef: Heinrich Schmitthenner (3.5.1887-18.2.1957). In: Jahrbuch der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 1957-59. S. 335-337.

Ernst Plewe: Heinrich Schmitthenner: Eine Würdigung anlässlich seines 70. Geburtstages. Marburg 1957.

Arthur Hantzsch

Zum 150. Geburtstag am 7. März 2007



„Hantzsch war ein begnadeter, ja man darf sagen ein genialer, Wissenschaftler“ (Helferich) auf dem Gebiet der Chemie.

Die Entwicklung der Chemie an der Universität Leipzig von 1835 bis 1945 wurde maßgeblich durch die berufenen Ordinarien geprägt. In dieser Reihe von Wissenschaftlerpersönlichkeiten von internationalem Ruf und großen Verdiensten um den Aufschwung der Chemie generell, beginnend mit Otto Linné Erdmann (Technische Chemie; 1836-1869) und folgend mit Hermann Kolbe (Chemie; 1865-1884), Gustav Wiedemann (Physikalische Chemie; 1871-1887) Johannes Wislicenus (Chemie; 1885-1902), Wilhelm Ostwald (Physikalische Chemie; 1887-1906), Ernst Beckmann (Angewandte Chemie; 1897-1912), Arthur Hantzsch (Chemie; 1903-1927/30), Max Le Blanc (Physikalische Chemie; 1907-1933), Carl Paal (Angewandte Chemie; 1912-1929) bis zu Burckhardt Helferich (Chemie; 1930-1945) und Karl Friedrich Bonhoeffer (Physikalische Chemie; 1934-1947), nimmt Arthur Hantzsch zweifellos noch eine hervorgehobene Position ein. Er gehört zusammen mit Hermann Kolbe und Wilhelm Ostwald zu den von einer europäischen Kommission ausgewählten 100 europäischen Chemikern, welche anlässlich des Millenniums 2000 (FECS) in den vergangenen drei Jahrhunderten die Entwicklung der Chemie wesentlich befruchtet haben.

Arthur Rudolph Hantzsch wurde am 7. März 1857 in Dresden geboren. Er studierte zunächst in seiner Geburtsstadt Chemie und promovierte 1880 bei Johannes Wislicenus in Würzburg. Einem kurzen post-doc-Aufenthalt bei August Wilhelm Hoffmann in Berlin schloss sich eine Assistenz bei Gustav Wiedemann in Leipzig mit der Habilitation 1882 an. Mit 28 Jahren erhielt er 1885 einen Ruf als ordentlicher Professor für allgemeine Chemie an die ETH Zürich als Nachfolger von Victor Meyer. Ein erneuter Wechsel als Nachfolger von Emil Fischer brachte ihn 1893 nach Würzburg, ehe er dann 1903 dem Ruf auf das Ordinariat für Chemie am I. Chemischen Universitätslaboratorium der Universität Leipzig folgte, das sein Doktorvater Johannes Wislicenus von 1884 bis 1902 geleitet hatte.

Ein Vierteljahrhundert bis 1927 (danach verwaltete er noch den Lehrstuhl bis 1930) war Arthur Hantzsch der Spiritus Rector der Leipziger anorganischen, organischen und technischen Chemie. Als anlässlich einer Feier zu seinem 70. Geburtstag die von Schülern gestiftete Bronzetafel mit seinem Porträt enthüllt wurde, führte er aus (Remane/Stocklöv, S. 114): „Zum Schluß noch einige Worte über mein Relief und seine Stellung zu den Marmorbüsten meiner Vorgänger. Wie ich in meiner Laufbahn den Spuren von Wislicenus von Zürich, Würzburg nach Leipzig gefolgt bin, um sie wie er hier zu beschließen, so bin ich von Anfang dieser Laufbahn auch chemisch seinen Arbeiten gefolgt. Ohne Acetessigester keine Pyridinsynthesen [...] Aber daß mein Blick auf Kolbe gerichtet ist, ist sachlich gerechtfertigt. Auf seinen Arbeiten fußen die von Wislicenus und mir:

denn ohne Kolbes bahnbrechende Leistungen über die Essigsäure kein Acetessigester und keine Pyridinsynthese“. Die Bronzetafel zur Erinnerung an Arthur Hantzsch, geschaffen von Alfred Thiele, 1927, (Beyer/Behrends, S. 107-110) schmückt heute das Eingangsfoyer zum „Hantzsch-Hörsaal“ im Neubau der Fakultät für Chemie und Mineralogie, Johannisallee 29. Arthur Hantzsch starb am 14. März 1935 in Dresden.

Bedeutende und nachhaltig wirkende Leistungen erbrachte Arthur Hantzsch auf dem Gebiet der organischen Chemie. Jedes Chemie-Lehrbuch führt die „Hantzsch-Pyridin-Synthese“ aus Acetessigester und Acetaldehyd-Ammoniak (1882) auf. Die als Zwischenstufen isolierbaren 2,4-Dihydropyridine werden heutzutage als wirkungsvolle Calcium-Antagonisten in der medizinischen Therapie eingesetzt. Ihm gelang die erstmalige Synthese von 5-Ring-Heterocyclen, unter ihnen Thiophen, Oxazol, Selenazol und Iminazole. Den „chemischen Mimikri“, das sind solche Paare wie Pyridin-Thiazol oder Benzol-Thiophen, galt sein Interesse hinsichtlich Struktur und Analogie in den Eigenschaften. Grundlegend waren seine Forschungen zur Stereochemie (Monografie: Grundriß der Stereochemie, 1893), Konstitutionsaufklärung und Isomerieverhältnissen an organischen Verbindungen, namentlich Oximen und Diazo-Verbindungen (Monografie: Die Diazo-Verbindungen, 1902). Diese Arbeiten zu Konstitution und Farbigkeit führten ihn in zunehmendem Maße zur Anwendung physikochemischer Untersuchungsmethoden auf organische Verbindungen, besonders der Spektroskopie im sichtbaren und ultravioletten Spektralbereich. Damit nahm er eine Vorreiterrolle ein.

Grundlegend auch seine in die anorganische Chemie tendierenden Arbeiten über Acidium-Salze, verbunden mit Leitfähigkeitsuntersuchungen (Monografie: Die Theorie der ionogenen Bindung, 1923). Sein Doktorand aus der Züricher Zeit, Alfred Werner, erhielt 1913 den Nobelpreis für Chemie für die Theorie der Koordinationsverbindungen, die er 1893 publiziert hatte. Wengleich Arthur Hantzsch seinem Schüler stets das Primat an diesem fundamentalen Theoriengebäude zugestand, das den Weg in die Koordinationschemie eröffnete, hatte er als Betreuer des Doktoranden selbst erheblichen Anteil daran. Diese Aufgeschlossenheit gegenüber der Koordinationschemie trug auch in Leipzig Früchte, zunächst bei der Untersuchung von Komplexgleichgewichten. Sein nachmalig berühmter Schüler Franz Hein wurde in einer am Hantzsch'schen Institut durchgeführten Habilitationsarbeit über Chromphenyl-Verbindungen zum Begründer der Metall-Aromatenchemie, womit ein bedeutender Zweig der metallorganischen Chemie eröffnet wurde. Ein weiterer Doktorand, Friedrich Bergius, der bei Hantzsch 1907 promoviert wurde, erhielt 1931 zusammen mit dem ein-

stigen Leipziger Wislicenus-Doktoranden Carl Bosch den Nobelpreis für Chemie, der damit erstmals für hervorragende chemisch-technische Leistungen vergeben wurde. Arthur Hantzsch blieb, trotz mehrfach in Vorschlag gebracht, der Nobelpreis versagt: Ein akademischer Lehrer konnte sich jedoch glücklich schätzen, dass die Saat, die er in junge Wissenschaftler gelegt hat, überreich Früchte trug. Sie wirkt selbst noch bis in unsere Zeit an der Fakultät für Chemie und Mineralogie. Hantzsch's Schüler Leopold Wolf nahm nach 1945 die Leitung der Chemischen Institute in die Hand und führte im Institut für Anorganische Chemie ab 1951 die Koordinationschemie zu einer Renaissance, die andauert.

Arthur Hantzsch war in erster Ehe mit der Tochter Katharina (1859-1904) des bekannten Dresdener Bildhauers Johannes Schilling verheiratet. Die Familiengeschichte der Hantzsch's und Schilling's ist mehrfach, persönlich, künstlerisch und wissenschaftlich miteinander verwoben.

Lothar Beyer

Literatur:

Lothar Beyer und Rainer Behrends: „De artes chemiae. Chemiker und Chemie an der Alma mater Lipsiensis. Kunstschatze, Buchbestände und Archivadokumente der Universität Leipzig und anderer Sammlungen“. Leipzig 2003.

Burckhardt Helferich: „Aus der Geschichte der Chemie an der Universität Leipzig“. Chem.-Zeitung, Chem. Apparatur 84 (1960), S. 169-172.

FECS Liste: „100 Distinguished European Chemists“, Chemia 54 (2000), S. 266.

Horst Remane und Joachim Stocklöv: „Ein neues Dokument zum Leben und Wirken des Chemikers Arthur Hantzsch (1857-1935)“. Berlin 1998.

Hermann Baum

Zum 75. Todestag des ersten Dekan der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Leipzig am 13. März 2007



Hermann Baum wurde am 25. Dezember 1864 in Plauen im Vogtland als Sohn des Spediteurs Hermann Baum geboren. Er studierte Veterinärmedizin an der Tierarzneischule zu Dresden, die 1889 anlässlich der Feierlichkeiten der 800jährigen Herrschaft des Hauses Wettin zur Tierärztlichen Hochschule erhoben wurde.

Schon während seines Studiums erregte Baum die Aufmerksamkeit des Anatomen und Physiologen Wilhelm Ellenberger, der den Studenten zu ersten wissenschaftlichen Arbeiten in seinem Institut heranzog. Zum damaligen Zeitpunkt lagen die Fächer Anatomie, Histologie, Embryologie und Physiologie noch in einer Hand. Sofort nach erlangter Approbation trat Baum am 1. Januar 1888 als Assistent in Ellenbergers Institut ein. Die Haustieranatomie steckte zu dieser Zeit noch in den Kinderschuhen. Es fehlte an Lehrbüchern zur systematischen Anatomie der Tierarten. Ellenberger sah die Herausgabe einer „Anatomie des Hundes“ als Lehrbuch für Studenten und für experimentelle Zwecke als erforderlich an. Der junge Anatom Baum wurde sofort in die Bearbeitung einbezogen und er widmete sich dieser Aufgabe mit rastlosem Eifer. Und schon 1891 erschien unter beider Namen das grundlegende Werk, das mit seinen vorzüglichen, ästhetisch anspruchsvollen anatomischen Abbildungen über Jahrzehnte das Standardwerk der Hundeanatomie wurde und auch eine französische Ausgabe erlebte.

Parallel zu seiner Arbeit an dem Lehrbuch arbeitet Baum an seiner Dissertation und erwarb mit einer Schrift über das Blutgefäßsystem von Hunden in Erlangen die philosophische Doktorwürde. Die tiermedizinischen Bildungsstätten im Deutschen Reich verfügten zu dieser Zeit noch nicht über das eigenständige Promotionsrecht. Eine gewisse Ausnahme hiervon stellte Gießen dar. Der Gießener Universität war seit 1832 eine veterinärmedizinische Abteilung angegliedert. Deutsche Tierärzte konnten den Dr. med.vet. nur erwerben, indem sie ihre Dissertationsschriften an der Universität Gießen und ab 1901 an den Universitäten Bern oder Zürich einreichten. In der Schweiz waren in diesem Jahr die tierärztlichen Lehranstalten als veterinärmedizinische Fakultäten von den Universitäten übernommen worden. Am 1. Januar 1891 war Baum die Prosektur an der Dresdener Anatomie übertragen worden. Die fruchtbare Arbeitsgemeinschaft mit Ellenberger vertiefte sich immer mehr und vom Jahr 1896 ab wurde Baum Mitarbeiter an dem 1822 von Ernst Friedrich Gurlt begründeten und von August Gottlob Theodor Leisering, Carl Friedrich Wilhelm Müller und Wilhelm Ellenberger fortgeführten „Handbuch der vergleichenden Anatomie der Haustiere“. In der gemeinsamen Arbeit an diesem Werk, das sich zum Standardwerk der Veterinäranatomie für Jahrzehnte entwickelte, entstand zwischen Ellenberger und Baum ein einzigartiges kollegiales und freundschaftliches Verhältnis. Das Handbuch wurde von der 8. bis zur 17. Auflage von beiden gemeinsam herausgegeben. Mit jeder neuen Auflage trug es immer mehr die Handschrift Baums. Parallel erarbeiteten Ellenberger und Baum ein großes dreibändiges Werk über die „Topographische Anatomie des Pferdes“, das 1893 erschien und später zu einem „Lehrbuch der Topographischen Anatomie des Pferdes“ umgearbeitet wurde. Die 80er und 90er Jahre des 19. Jahrhunderts waren geprägt von einer stürmischen

Entwicklung der Dresdener Tierarzneischule. Am 3. Juni 1889 wurde sie in den Rang einer Tierärztlichen Hochschule erhoben. Die schnell voranschreitende Spezialisierung der Wissenschaftszweige erforderte die Errichtung neuer Lehrstühle und zusätzlicher Dozentenstellen. Die Anzahl der Studierenden erhöhte sich. Der Bedarf an Räumen stieg. Im Jahre 1886 entstand ein neues Gebäude für die normale und die pathologische Anatomie, 1888 wurde an der Dresdener Zirkusstraße ein neues Hauptgebäude für die Tierarzneischule fertig gestellt. Die Direktion der Hochschule beantragte 1897 die Einrichtung einer zweiten Professur für Anatomie und Physiologie und am 1. April 1898 wurde Baum auf diese Stelle berufen. Zu diesem Termin übergab ihm Ellenberger die gesamte Lehre im Fach Anatomie und am 1. Oktober 1898 wurde Baum zum Ordinarius für Anatomie an der Tierärztlichen Hochschule ernannt. Ihm oblag von diesem Zeitpunkt ab die Leitung des Anatomischen Instituts, während Ellenberger die Lehrgebiete Physiologie, Histologie und Embryologie behielt und dem Physiologischen Institut vorstand. Aber auch nach dieser organisatorischen Trennung gedieh auf dem Boden der fachlichen Verbundenheit der beiden Männer noch ein weiteres herausragendes Werk, das fünfbändige „Handbuch der Anatomie der Tiere für Künstler“. Diese Künstleranatomie war von Ellenberger angeregt worden, der über dieses Fach an der Dresdener Kunstakademie dozierte. Die meisten dieser Bände sind zwischen 1901 und 1925 in mehrfacher Auflage erschienen und finden bis heute Interesse in der akademischen Ausbildung von Kunstmalern. Die publizistische Tätigkeit Baums erstreckte sich auch auf das Gebiet der mikroskopischen Anatomie. Im von Ellenberger herausgegebenen „Handbuch der vergleichenden mikroskopischen Anatomie der Haustiere“ von 1911 übernahm er das Kapitel über den Zirkulationsapparat.

Ganz speziell dem Lymphsystem widmete Baum das Hauptaugenmerk seiner wissenschaftlichen Arbeit. Er ließ zu diesem Thema zahlreiche Dissertationen anfertigen. Ab 1911 befassen sich seine wissenschaftlichen Publikationen ausschließlich mit den Lymphgefäßen und Lymphknoten. Dazu veröffentlichte er allein 53 Zeitschriftenartikel und fünf umfassende Monographien. Durch diese später von Hugo Grau fortgesetzten Arbeiten wurde das Leipziger Veterinär-Anatomische Institut als ein Zentrum tiermedizinischer Lymphgefäßforschung weltweit bekannt.

Als sein engster Weggefährte hatte Baum auch regen Anteil an den Bestrebungen Ellenbergers, die Tierärztliche Hochschule von Dresden an die sächsische Landesuniversität nach Leipzig zu verlagern. Die Hochschule verfügte zwar seit 1903 als einzige tierärztliche Bildungsstätte im Deutschen Reich über das Habilitationsrecht. Es fehlte jedoch ein eigenständiges Promotionsrecht, welches nur durch Zusammenwirken mit der Landesuniversität Leipzig bzw. durch Einglie-

derung der Tiermedizin in die Universität erreicht werden konnte. Die Auseinandersetzungen um einen Neubau der aus allen Nähten platzenden Hochschule in Dresden oder um deren Eingliederung als fünfte Fakultät in die Universität Leipzig wurden am 31. März 1914 durch Beschluss der 2. Ständekammer des sächsischen Landtags zugunsten Leipzigs entschieden. Die Hauptlast in dem zähen Ringen, die Tiermedizin in die Universität Leipzig zu überführen, trug zwar Ellenberger, doch sein engster Vertrauter Baum befruchtete die Bestrebungen mehr und mehr mit eigenen Ideen. So wuchs ihm immer mehr die Führungsrolle im veterinärmedizinischen Professorenkollegium zu, die ihren deutlichen Ausdruck in der Wahl Baums zum ersten Dekan in Leipzig fand.

Die Eröffnung der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Leipzig fand am 1. Oktober 1923 im Rektorzimmer der Universität durch den Rektor Professor Held in Gegenwart aller Dekane statt. Am 27. Oktober erfolgte in Form eines Festaktes in der Aula der Universität ihre feierliche Einführung in den Universitätsverband. Auf die Begrüßungsansprache Sr. Magnifizienz antwortete der Dekan der neuen Fakultät, der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Hermann Baum. Er äußerte die Hoffnung, dass diese Fakultät als jüngstes Kind der Alma mater als aufgepflanzter Reis mit dem Mutterbaum der Universität bald eins werden möge. Diese Hoffnung fand ihren bildlichen Ausdruck im Siegel der Fakultät, welches diese als Kind auf dem mütterlichen Arm der Universität zeigt. Der Neubau der Veterinärmedizinischen Fakultät war schon im Sommer 1916, auf dem westlichen Kriegsschauplatz tobten zu dieser Zeit die Schlachten um Verdun und an der Somme, mit Gründungsarbeiten für das Veterinär-Anatomische und das Veterinär-Pathologische Institut begonnen worden. Im November 1916 erging ein allgemeines Bauverbot und auch die weiteren Planungen stagnierten. Die beiden ersten Institute der neuen Fakultät konnten 1919 im Rohbau fertig gestellt werden. Wegen der zunehmenden Geldentwertung kam das Baugeschehen jedoch immer mehr ins Stocken und das Projekt der Errichtung einer Veterinärmedizinischen Fakultät an der Universität Leipzig drohte kurz vor seinem Abschluss noch zu scheitern. Der 1921 auf einer Sitzung von Ministerialdirektoren gefasste Beschluss, die Tierärztliche Hochschule zu schließen und die bereits in Leipzig errichteten Neubauten einer anderen Nutzung zuzuführen, wurde durch die vereinte Kraft des Dresdener Professorenkollegiums, der Leipziger Medizinischen Fakultät, des Senats der Leipziger Universität und des Landesgesundheitsamtes abgewendet. Baum widmete jetzt seine ganze Tatkraft und Neigung der Fertigstellung seines Veterinär-Anatomischen Instituts, das unter der Wirkung seiner Ideen ein vorbildliches und für anatomische Neubauvorhaben in Europa beispielgebendes Haus wurde.

Hermann Baum trat aber nicht nur für die Entwicklung seines Instituts und der Veterinärmedizinischen Fakultät ein. Er erwarb sich auch das Vertrauen des gesamten Senats der Universität. Ausdruck der Anerkennung seines Wirkens war seine Wahl in das hohe Amt des Rektors der Universität Leipzig für die Periode vom 1. November 1930 bis zum 31. Oktober 1931. Baum ist bis heute der einzige Tiermediziner, der das Rektoramt in Leipzig bekleidete. Die Amtszeit war nach seiner eigenen Aussage eine seiner schwersten Lebensphasen. Sie stand unter dem Zeichen erheblicher politischer Spannungen und Unruhen und sie war zusätzlich durch eine schwere heimtückische Erkrankung Baums überschattet, der er am 13. März 1932 erlag.

Für seine außergewöhnlichen Leistungen wurden Hermann Baum viele Ehrungen zuteil. 1904 wurde er zum Kgl. Sächsischen Medizinalrat, 1909 zum Obermedizinalrat und 1915 zum Geheimrat ernannt. Die Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher zu Halle ernannte ihn 1910 zum Mitglied. 1916 wurde Baum der veterinärmedizinische Dokortitel ehrenhalber verliehen und 1923 wurde er zum Ehrendoktor der Medizinischen Fakultät der Universität Leipzig ernannt. Die Veterinärmedizinische Fakultät der Universität Leipzig ließ zu seinen Ehren aus Spendengeldern eine Bronzestatue anfertigen, die bis heute ihren Platz im Veterinär-Anatomischen Institut hat.

Franz-Viktor Salomon

Literatur:

Hermann Baum: Das Lymphgefäßsystem des Rindes. Berlin 1912.

Wilhelm Ellenberger und Hermann Baum: Systematische und topographische Anatomie des Hundes. Berlin 1891.

Wilhelm Ellenberger und Hermann Baum: Topographische Anatomie des Pferdes. 3 Bände. Berlin 1893.

Wilhelm Ellenberger und Hermann Baum: Handbuch der vergleichenden Anatomie der Haustiere. Berlin 1896-1932.

Oskar Röder: Geschichte der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Leipzig. Festschrift der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Leipzig 1780-1930. Berlin 1930.

Henry Ernest Sigerist

Zum 50. Todestag am 17. März 2007



Henry Ernest Sigerist trat 1925 die Nachfolge von Karl Sudhoff (1853-1938) an und leitete bis 1932 das Leipziger Institut für Geschichte der Medizin, das unter seinem Direktorat eine Blütezeit erlebte.

Henry Ernest Sigerist wurde am 7. April 1891 in Paris geboren und wuchs in Zürich auf, wo er auch das Gymnasium besuchte. Er interessierte sich vor allem für alte Sprachen und Geschichte, beschäftigte sich mit Hebräisch und Arabisch und begann schließlich an der Universität Zürich ein Studium der Orientalistik. Er lernte Sanskrit und Persisch, studierte in London ein Semester Chinesisch, begann dann in Zürich mit dem Studium der Naturwissenschaften, entschied sich aber schließlich für die Medizin. Als junger Arzt diente er während des Ersten Weltkrieges zwei Jahre im Sanitätsdienst Schweizer Armee, doch hatte er da bereits beschlossen, seine weitgespannten kulturhistorischen Interessen mit der Medizin zu verbinden, indem er sich der Geschichte der Medizin widmete. Noch während des Krieges, im Jahr 1917, nahm er deshalb Kontakt zu Karl Sudhoff in Leipzig auf, der ihn in diesem Entschluss bestärkte und sein Interesse auf die Medizin des frühen Mittelalters lenkte. 1921 habilitierte sich Sigerist in Zürich mit der Schrift „Studien und Texte zur frühmittelalterlichen Rezeptliteratur“. Als 1924 die Leipziger Fakultät Vorschläge für Sudhoffs Nachfolge zusammenstellte, empfahl Sudhoff wärmstens den jungen Züricher Privatdozenten als einen „Mann von großer Zukunft“. Das Dresdener Ministerium erteilte Sigerist den Ruf, obwohl dieser mit 34 Jahren der weitaus jüngste unter den Bewerbern und kein „Reichsdeutscher“ war.

Nach dem Ersten Weltkrieg war es der Leipziger Medizinischen Fakultät trotz aller Schwierigkeiten gelungen, in Forschung und Lehre wieder Beachtung zu erlangen und für moderne Wissenschaftsgebiete Ordinariate einzurichten (1919 Geschichte der Medizin; Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde; Haut und Geschlechtskrankheiten; Pädiatrie; Physiologische Chemie; 1920 Operative sowie Technische Zahnheilkunde; 1922 Gerichtsmedizin; Orthopädie). Sudhoff konnte seinem Nachfolger 1925 ein vorbildliches Institut übergeben, das einen eigenen kleinen Hörsaal, eine Bibliothek mit etwa 20.000 Bänden, ein Handschriftenarchiv und eine Sammlung medizinhistorisch interessanter Objekte besaß.

Am 13. Januar 1926 hielt Sigerist seine Leipziger Antrittsvorlesung zum Thema „Die historische Betrachtung der Medizin“, in der er die Medizin in einen kulturgeschichtlichen Kontext stellte und die Dynamik medizintheoretischen Denkens im Zusammenhang mit der gesamten wissenschaftlichen und kulturellen Entwicklung erklärte. Die Medizingeschichte sollte ihre „Brückenfunktion“ zwischen allgemeinen medizinischen, philosophischen und ethischen Problemen sowie den Spezialdisziplinen der Medizin ebenso wie zwischen Geistes- und Naturwissenschaften stärken, ihre Fragestellungen sollten zudem „aus der lebendigen Medizin“ kommen. Aus einem Spezialinstitut wollte Sigerist ein allgemein medizinisches Institut schaffen, das Geschichte der Medizin nicht als

Selbstzweck, sondern als Methode trieb. Eine Vielzahl von Vorlesungen, Seminaren und Übungen zu einem großen Themenspektrum zog bald Studenten aller Studienjahre, Ärzte der Fakultät und der Stadt sowie Hörer von anderen Fakultäten an. In den Kolloquia referierten bedeutende Fachleute, und bald kamen an das Institut auch zahlreiche ausländische Gäste. Sigerist hatte eine Instituts-Mitgliedschaft für Interessenten eingeführt, deren Zahl ständig stieg und im Sommersemester 1929 schon 65 betrug, was mehr als 10 Prozent aller Leipziger Medizinstudenten entsprach. Die Bibliothek hatte einen jährlichen Zuwachs von über 1.000 Bänden; der Handapparat enthielt 60 laufende Zeitschriften.

Sigerists frühere Schüler, darunter mehrere Inhaber angesehener Lehrstühle für Medizingeschichte, erinnerten sich später an die großartige Atmosphäre im Institut und an die beeindruckende Persönlichkeit des Direktors, der – hochgebildet, polyglott, vielseitig und undogmatisch – auf die Mitarbeiter seine Begeisterung für die Wissenschaft zu übertragen wusste und nur eines forderte, nämlich absolute Qualität der Arbeit. Ihm gelang es, eine Vielzahl von Persönlichkeiten mit unterschiedlichen Neigungen und Interessen, alle Individualisten wie er selbst, durch die gemeinsame Arbeit auf dem Gebiet der Medizingeschichte zusammenzuführen. Er nannte sie die „Kyklos-Gruppe“ nach dem von ihm selbst im Stil der alten Apothekerzeichen konstruierten Symbol, das auch dem Jahrbuch des Instituts den Namen „Kyklos“ gab. Sigerist bewältigte mit Lehre und eigener wissenschaftlicher Arbeit, umfangreicher Korrespondenz, Verwaltungsaufgaben, Vortragstätigkeit, Mitarbeit in Gesellschaften und bei der Herausgabe von Zeitschriften und Sammelbänden ein gewaltiges Arbeitspensum, doch war er auch der Mittelpunkt des geselligen Institutslebens bei Semesterabschlussfeiern, Kostümbällen und gemeinsamen Badeausflügen. Als 1929 der Berliner Lehrstuhl für Medizingeschichte vakant war, erstellte Sudhoff für Sigerist ein ausgezeichnetes, geradezu begeistertes Gutachten, was um so höher zu bewerten ist, als dieser sonst eher zu harschen Urteilen über Fachkollegen neigte. Man kann vermuten, daß Sigerist mit seiner Bewerbung nach Berlin vor allem gehofft hatte, Zugeständnisse beim Ministerium in Dresden erzwingen zu können, denn durch die Wirtschaftskrise hatte er zunehmend Schwierigkeiten, den Institutsbetrieb aufrecht zu erhalten und bezahlte oft Personal und Arbeitsmaterial, zum Beispiel Bücher für die Institutsbibliothek, aus der eigenen Tasche. Als zudem der geplante Neubau eines Medizinhistorischen Instituts verschleppt wurde, sandte Sigerist am 22. Dezember 1930 eine Bitte um Entlassung an das Ministerium in Dresden, das ihn allerdings zur Rücknahme des Gesuches bewog und ihm für das Wintersemester 1931/32 Urlaub bewilligte, den er – auf Einladung von William H. Welch, dem Direktor des Institute of the History of Medicine an der Johns Hopkins University in Baltimore – zu einer siebenmonatigen Studienreise durch

die Vereinigten Staaten nutzte. Sigerist machte dort einen so ausgezeichneten Eindruck, dass die Fakultät ihn einstimmig zu Welchs Nachfolger wählte.

In Deutschland fand Sigerist eine völlig veränderte politische Situation vor. Er wusste, dass er bei einer Machtübernahme Hitlers nicht in Deutschland bleiben konnte, denn er hatte u. a. im Sommer 1926 in Weimar an der Tagung der Universitäts-Professoren zur Unterstützung der Republik teilgenommen und war Mitherausgeber der Neuen Blätter für den Sozialismus. Zum Bedauern der Leipziger Fakultät zögerte Sigerist daher nun nicht mehr, den Ruf nach Baltimore anzunehmen, wo er sich bemühen wollte, „im fernen Land eine Zelle der deutschen Wissenschaft“ aufzubauen. Seinen Schüler, den Privatdozenten Owsei Temkin, dem kurz darauf die Venia legendi entzogen wurde, nahm Sigerist mit nach Baltimore und konnte später auch anderen seiner Schüler und Kollegen, die vor den Nazis geflohen waren, beim beruflichen Neuanfang in den USA helfen.

Nach der Anzahl seiner Publikationen, der Vielfalt der Themen und nach Sigerists öffentlicher Wirkung waren die Jahre in den USA seine fruchtbarste Zeit. Sowohl das Institut in Baltimore als auch die American Association for the History of Medicine vermochte er nach seinen hohen wissenschaftlichen Standards zu transformieren. Bereits nach Übernahme des Leipziger Instituts hatte Sigerist sich vorgenommen, die Medizingeschichte auch unter soziologischen Gesichtspunkten zu bearbeiten. In diesem Zusammenhang war er zu der Überzeugung gekommen, dass ein staatliches System des Gesundheitsschutzes ein Erfordernis der Zukunft sei. Durch sein Buch „Socialized Medicine in the Soviet Union“ (1937) und sein vielfältiges gesundheitspolitisches Engagement erwarb er sich in den USA jedoch nicht nur Freunde, und im November 1943 lud man ihn vor die Civil Service Commission mit dem Vorwurf kommunistischer Betätigung. Mit dieser Begründung hatten ihn bereits seine deutschen Kollegen aus der „Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik“ ausgeschlossen.

Nach seinem Rücktritt als Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin an der Johns Hopkins University lebte Sigerist seit 1947 in Pura im Tessin (Schweiz), wo er am 17. März 1957 starb.

Den Antrag der Leipziger Medizinischen Fakultät, in der Nachfolge Walter von Brunns wieder das Direktorat des Leipziger Instituts zu übernehmen, hatte er 1950 aus gesundheitlichen Gründen mit Bedauern ablehnen müssen.

Ingrid Kästner

Literatur:

Elisabeth Berg-Schorn: Henry E. Sigerist (1891-1957). Medizinhistoriker in Leipzig und Baltimore. Standpunkt und Wirkung. Köln 1978 (Arbeiten der Forschungsstelle des Instituts für Geschichte der Medizin der Universität Köln; Band 9).

Elizabeth Fee und Theodore M. Brown (Hrsg.): Making Medical History. The Life and Times of Henry E. Sigerist. Baltimore 1997.

Ingrid Kästner: Henry Ernest Sigerist (1891-1957). Direktor des Instituts 1925-1932. In: Achim Thom / Riha Ortrun (Hrsg.), 90 Jahre Karl-Sudhoff-Institut an der Universität Leipzig. Leipzig 1996, S. 29-43.

Henry E. Sigerist: Autobiographische Schriften. Ausgewählt von Nora Sigerist Beeson, ins Deutsche übertragen von Alice Meyer. Stuttgart 1970.

Henry E. Sigerist: Erinnerungen an meine Leipziger Tätigkeit. Wiss. Z. KMU Leipzig, Math.-naturwiss. Reihe 5 (1955/56) H. 1/2, 17-21.

Hans Mayer

Zu seinem 100. Geburtstag am 19. März 2007



Am 19. März 2007 war der hundertste Geburtstag des Literaturwissenschaftlers, Kulturhistorikers und Kritikers Hans Mayer, der von 1948 bis 1963 Professor in Leipzig war. Seine tiefgreifende Wirkung an der Universität und in der Stadt sowie die Umstände seines Weggangs aus der DDR sind bis heute Gegenstand einer Debatte, die für das Selbstverständnis von Stadt und Universität von erheblicher Bedeutung ist.

Während die Beiträge dazu in den letzten Jahren (vgl. Klein u.a.: Hans Mayers Leipziger Jahre; Klein: Unästhetische Feldzüge) aus dem Kreis der Zeitgenossen stark von deren Erinnerungen und Rechtfertigungsinteressen geprägt waren – dazu gehören auch Mayers eigene autobiographische Schriften „Ein Deutscher auf Widerruf“ (1982/84) und „Der Turm von Babel“ (1991) – scheint jetzt die Zeit für eine Historisierung des Blicks auf diese Geschehnisse gekommen. Dazu werden sicher zwei jüngst erschienene Bücher, die Mayers Briefe und die Dokumente von Partei und Staatssicherheit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht haben (Lehmstedt: Briefe; Lehmstedt: Dokumente), erheblich beitragen.

Hans Mayer entstammte einer jüdischen Familie großbürgerlichen Zuschnitts. Er studierte Rechtswissenschaft und beendete sein Studium 1931 mit einer juristischen Promotion. Die Lektüre von Georg Lukács „Geschichte und Klassenbewußtsein“ prägte nachhaltig seine Identität als Anhänger des Marxismus, und er schloss sich während seiner Studienzeit politischen Gruppen im Umfeld sozialistischer Bewegungen an. 1933 musste er nach Frankreich flüchten, von wo er in die Schweiz übersiedelte. Dort lebte er u.a. von Auftragsarbeiten für das Institut für Sozialforschung. In dieser Zeit hat er sein Buch „Georg Büchner und seine Zeit“ geschrieben, das seinen Ruf als Literaturwissenschaftler dauerhaft begründete. Nach dem Ende des Krieges kehrte er in die amerikanisch besetzte Zone zurück; er arbeitete zunächst als Redakteur bei der Deutsch-Amerikanischen Nachrichtenagentur und als Chefredakteur bei Radio Frankfurt am Main. In dieser Situation – am Beginn einer aussichtsreichen Karriere im Mediensystem Westdeutschlands – bekam er einen Ruf an die Universität Leipzig. Ab 1948/49 lehrte er an der neu gegründeten Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät als Professor für Kultursoziologie. 1951 wurde er an das Germanistische Institut als Professor für „Geschichte der Nationalliteraturen“ berufen. 1956 wurde er nach der Emeritierung von Hermann August Korff Direktor des Instituts für deutsche Literaturgeschichte, das neben dem Institut für deutsche und germanische Philologie am 1. Dezember 1956 neu gegründet worden ist. Dieses Jahr, in dem er nach außen hin wohl den Höhepunkt seiner Wirkungsmöglichkeiten erreicht hatte, brachte auch die Wende in seinem Verhältnis zu Staat und Partei. Ab 1956 wurde er von der Staatssicherheit überwacht, weil man ihn und Ernst Bloch der konspirativen Zusammenarbeit mit Wolfgang Harich verdächtigte, und gleichzeitig intensivierte sich auch die Kritik an seiner Lehrtätigkeit und an seinen Veröffentlichungen in den Publikationsorganen der DDR. Diese Konflikte führten schließlich dazu, dass Hans Mayer im August 1963 von einer Westreise nicht mehr zurückkehrte und seine Leipziger Professur aufkündigte.

Die üblichen Deutungen dieses Endes führen den Konflikt primär auf das bornierte Verhalten bestimmter Repräsentanten der SED zurück. Im Rückblick kann

man aber sagen, dass die Auseinandersetzung systembedingt und unvermeidbar war. Auf der Seite der Partei war der Ruf an Hans Mayer Ergebnis einer Politik der Anwerbung von Remigranten und Nazi-Gegnern, die an den Universitäten ein Gegengewicht gegen die „bürgerlichen“ Professoren bilden sollten. Bei diesen Berufungen spielten das intellektuelle Profil und die Nähe zur marxistischen Weltanschauung eine ebenso wichtige Rolle wie die fachwissenschaftliche Eignung, so dass es möglich war, einen „Seiteneinsteiger“ wie Hans Mayer nacheinander auf Professuren zu berufen, die völlig unterschiedliche Qualifikationen voraussetzten (vgl. Middell: *Moderner Geistestyp*). Diese zahlenmäßig kleine Gruppe, zu der u.a. der Philosoph Ernst Bloch, der Historiker Walter Markov und der Romanist Werner Krauss gehörten, hat die Positionen der marxistischen Philosophie mit undogmatischer Offenheit, Weltläufigkeit und intellektuellem Glanz vertreten und nicht unerheblich zum internationalen Ansehen und zur Attraktivität der Universität Leipzig als Studienort in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts beigetragen. Es ist kein Zufall, dass eine bedeutende Gruppe von DDR-Schriftstellern der zweiten Generation in dieser Zeit in Leipzig studiert hat. Regierung und Partei legten großen Wert auf dieses regional und international ausstrahlende Ansehen, das dem Prestige des jungen Staates sehr förderlich schien. Gleichzeitig hatte die Partei aber auch ein vitales Interesse daran, dass die Studierenden von diesen Professoren zu loyalen Funktionsträgern des neuen Staates erzogen wurden.

Was die Erziehung zur Loyalität mit dem System angeht, so war Hans Mayer aus eigener Überzeugung bereit, bis an die Grenze des Möglichen zu gehen. Obwohl er schon 1957 zu skeptischen Einschätzungen des politischen Systems der DDR gekommen ist, bleibt er bei dem Urteil, dass die DDR im Vergleich zur Bundesrepublik immer noch das „kleinere Übel“ (Lehmstedt, *Dokumente*, S. 105) sei. Den westdeutschen Staat kann er in dieser Zeit offenbar nur als Restauration des Faschismus wahrnehmen. Mit diesem Glauben, dass die DDR trotz aller Mängel die geschichtlich überlegene Idee repräsentiere, stand Hans Mayer nicht allein, sondern befand sich in Übereinstimmung mit vielen Intellektuellen seiner Generation in beiden Teilen Deutschlands. Er selbst bekräftigte diese Überzeugung noch 1991: „Das schlechte Ende widerlegt nicht einen – möglicherweise – guten Anfang“ (Mayer: *Turmbau*, S. 15).

Diese Loyalität zum System hatte allerdings dort ihre Grenzen, wo es um Literatur und Literaturwissenschaft ging, deren Unabhängigkeit Hans Mayer kompromisslos verteidigte und dabei auch in Gegensatz zu dem von ihm hoch geschätzten Georg Lukács geriet. Schon in seinem Buch über Georg Büchner zeigt sich, dass er in der Tradition der Genieästhetik der Goethezeit steht, die im letz-

ten Drittel des 18. Jahrhunderts mit dem Ziel entwickelt worden ist, der Kunst einen eigenen Bereich von Wahrheit zu reservieren und damit auch das Recht des Künstlers zu sichern, in seinem Werk einen unverwechselbaren Ausdruck seiner Individualität zu geben. Auf dieser Grundlage, verbunden mit stupender Kenntnis der Weltliteratur und sicherem Gespür für ästhetische Qualität basierte seine wissenschaftliche Arbeit und seine Lehre in der Leipziger Zeit, in der er in geschliffener freier Rede seine Zuhörer faszinierte.

Dies hatte allerdings Folgen für sein Verhältnis zur Partei, weil er damit in Widerspruch zu den Kunstdogmen der SED geriet. Dies begann schon mit der Wahl von Autoren und Texten, die gemäß der Parteidoktrin als „bürgerlich“ oder gar „dekadent“ galten. Dass er sich mit Thomas Mann befasste anstatt mit einem ideologisch zuverlässigeren Autor, dass er Kafka und Proust hochschätzte, war schon Stein des Anstoßes genug. Gravierender war noch, dass er formale Erregungenschaften der Literatur des 20. Jahrhunderts, die gemäß der Doktrin des „Sozialistischen Realismus“ Symptome des Niedergangs der bürgerlichen Klasse waren, in die Literatur der sozialistischen Welt integrieren wollte, dass er die Forderung nach „Volkstümlichkeit“ der Literatur mißachtete, dass er das Dogma der Priorität des Inhalts vor der Form relativierte, dass er im Jahr 1956 in einem Zeitungsartikel den literarischen Werken der sozialistischen Länder nach 1945 vorwarf, den Anschluss an den Entwicklungsstand der modernen Literatur verpasst zu haben und dass er 1960 – in einem Vortrag über Lenin – den Begriff der Parteilichkeit des Künstlers und Wissenschaftlers im Sinne einer Wahrung der Interessen und Methoden ihrer autonomen Bereiche auslegte.

Ein System mit totalitärem Wahrheitsanspruch kann diesen Anspruch auf einen Sektor eigener Wahrheit nicht dulden, und es kann nur den verwundern, der sich über den Charakter dieses Systems Illusionen macht, dass die Partei ab 1956 mit allen Mitteln versucht hat, gegen Hans Mayer ihren Standpunkt in Fragen der Literatur in der publizistischen Öffentlichkeit und an der Universität Leipzig geltend zu machen. Die jetzt veröffentlichten Dokumente zeigen ganz deutlich, dass es nicht Ziel der Partei war, den unbequemen Professor zu vertreiben. Das Ziel war vielmehr, diese internationale Berühmtheit am Ort zu halten, allerdings unter der Bedingung, dass sie sich „freiwillig dümmer“ (Bourdieu: Die Intellektuellen, S. 19) machen sollte. Dazu war Hans Mayer nicht bereit – zumindest nicht auf dem Feld der Literatur. In der letzten Phase dieser Auseinandersetzung von 1960 bis 1963 hat die SED verstärkt auch die Parteimitglieder unter seinen Schülern und Mitarbeitern eingesetzt, und man wird im Rückblick gerade gegenüber denen aus dieser Gruppe, die sich nicht zum Werkzeug der Staatssicherheit haben machen lassen, sondern mit offenem Visier gekämpft haben, zu einem ausge-

wogenen Urteil kommen müssen, das den Konflikt zwischen der Loyalität zu ihrer Partei, an die sie glaubten, und der Loyalität zu ihrem Lehrer, den sie hoch verehrten, berücksichtigt. Das Verhalten Hans Mayers in dieser Situation war für sie nicht hilfreich, denn er hat sich geweigert, in öffentlichen Stellungnahmen auf die Argumente der Gegenseite einzugehen. Die Frage ist freilich, ob dies überhaupt möglich gewesen wäre, denn er hätte dabei eine ästhetische Theorie entwickeln müssen, die eine Begründung für die Vereinbarkeit von marxistischer Geschichtsphilosophie, Loyalität zur DDR und Kunstautonomie gegeben hätte. Er hat diese Theorie nicht geliefert, und das lag nicht nur daran, dass theoretische Arbeit nicht seine Stärke war. Das Problem selbst war nicht zu lösen.

Es gehört zur Tragik von Hans Mayers Leben und Arbeit, dass er nach seinem Weggang aus der DDR in Westdeutschland die Wirkung, die er in Leipzig entfalten konnte, nicht mehr erreicht hat. Vieles, was in der DDR neu und provokant war, war in der Bundesrepublik selbstverständlich oder gleichgültig. Die Position eines undogmatischen Marxismus wurde hier durch die Vertreter der „Frankfurter Schule“ repräsentiert, und im Gefolge der Studentenbewegung von 1968 wurde er als Hochschullehrer in Hannover zeitweise mit Versionen des Marxismus konfrontiert, die an dogmatischer Enge und primitivem Reduktionismus denen der SED-Genossen in nichts nachstanden.

Als Ergebnis der Auseinandersetzung mit dieser Situation kann man sein Buch „Außenseiter“ (1975) lesen, sein persönlichstes Werk, das die Zeiten überdauern wird. In diesem Buch, das die Thematisierung von Außenseitergruppen in der Literatur seit der Aufklärung behandelt – Mayer zählt dazu die Frauen, soweit sie von der konventionellen Rolle abgewichen sind, die Juden und die Homosexuellen – zeigt er, dass die Aufklärung und die auf ihr aufbauenden Philosophien, zu denen er auch die Hoffnungsphilosophie seines Freundes Ernst Bloch zählt, nicht fähig waren, diese Außenseiter zu integrieren: „Gehörten die Monstren aller Art zur Menschheit, so dass auch ihnen das Licht der Aufklärung leuchten durfte? An dieser Antinomie ist die Aufklärung bis heute gescheitert. Sie versagte vor den Außenseitern.“ (Mayer: Außenseiter, S. 13) Nur die Literatur, die der „Kategorie des Besonderen“ (ebd.) gehorcht, bleibt der Ort, an dem dieser Widerspruch zum Optimismus der Aufklärung formuliert werden kann. Daraus bezieht Hans Mayer, der als Jude und Homosexueller wußte, wovon er sprach, letztlich die Rechtfertigung seiner Lebensarbeit als Interpret von Literatur. Er umschreibt damit aber auch seinen eigenen Ort in der Gesellschaft, der ihn im Osten wie im Westen letztlich einsam machte. Es ist zeichenhaft, dass er auf eigenen Wunsch in Berlin im Dorotheenstädter Friedhof begraben worden ist. In der Nachbarschaft von Fichte, Hegel, Brecht und vielen anderen Vertretern deutscher Geistes- tradition

schien für ihn der Ort zu liegen, an dem er der im Leben nie ganz gestillten Sehnsucht nach Zugehörigkeit dauerhaft Ausdruck verleihen konnte.

Ludwig Stockinger

Literatur:

Pierre Bourdieu: Die Intellektuellen und die Macht. Hamburg 1991.

Alfred Klein u.a. (Hrg.): Hans Mayers Leipziger Jahre. Beiträge des dritten Walter-Markov-Kolloquiums. Leipzig 1997.

Alfred Klein: Unästhetische Feldzüge. Der siebenjährige Krieg gegen Hans Mayer (1956-1963). Leipzig 1997.

Mark Lehmstedt (Hrg.): Hans Mayer. Briefe 1948-1963. Leipzig 2006.

Mark Lehmstedt (Hrg.): Der Fall Hans Mayer. Dokumente 1956-1963. Leipzig 2007.

Hans Mayer: Außenseiter. Frankfurt am Main 1975.

Hans Mayer: Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen I. Frankfurt am Main 1983.

Hans Mayer: Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen II. Frankfurt am Main 1984.

Hans Mayer: Der Turm zu Babel. Erinnerungen an eine Deutsche Demokratische Republik. Frankfurt am Main 1991.

Matthias Middell: „Moderner Geistestyp“ statt „mit exakten Forschungsmethoden vertrauter Gelehrter“. Leipzig als ein Zentrum der akademischen Remigration nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Denken ist Überschreiten. Ernst Bloch in Leipzig. Ausstellungstexte/Aufsätze. Hrg. von der Kustodie der Universität Leipzig. Leipzig 2004, S. 49-84.

Wilhelm Ostwald

Zum 75. Todestag am 4. April 2007



Wilhelm Ostwald wurde am 2. September 1853 in Riga geboren und machte am dortigen Realgymnasium 1871 sein Abitur. Danach studierte er 1872 bis 1875 in Dorpat Chemie, um anschließend erst am Physikalischen, dann am Chemischen Institut als Assistent zu arbeiten. Der Promotion 1878 folgte bereits 1880 die Habilitation; im gleichen Jahr heiratete er Helene von Reyher, die ihm zwei Töchter und drei Söhne schenkte.

Schon 1882 erhielt Ostwald einen Ruf auf eine ordentliche Professur für Chemie am Polytechnikum in Riga, die er bis 1887 innehatte. Ostwald nutzte 1883 die angebotene Möglichkeit einer Studienreise, um Kontakte zu knüpfen und ausländische Kollegen kennen zu lernen, die sich wie er für das neue Gebiet der Physikalischen Chemie interessierten. Der erste Band („Stöchiometrie“) seiner nachmals zahlreichen Chemie-Lehrbücher, in denen er stets den aktuellen Wissenstand dem Nachwuchs zugänglich machen wollte, entstand 1885. Forum des Austauschs auf dem innovativen Überschneidungsfeld von Chemie und Physik wurde die von Ostwald gemeinsam mit Jacobus Henricus van't Hoff 1887 gegründete „Zeitschrift für physikalische Chemie, Stöchiometrie und Verwandtschaftslehre“.

Als 1887 der seit 1871 in Leipzig bestehende, weltweit erste Lehrstuhl für Physikalische Chemie vakant wurde, zog die Universität zunächst Hans Landolt, Lothar Meyer und van't Hoff in die engere Wahl. Erst als alle drei absagten, erhielt Ostwald – als Ausländer und nicht an einer Universität Tätiger gehandicapt – den Ruf. Ostwald nutzte diese Chance und durch seine unglaublich produktive Forschertätigkeit brachten die nächsten Jahre ein Aufblühen dieses Wissenschaftszweigs. Schon bald wurde deshalb das Zweite chemische Institut in der Brüderstraße, wo Ostwald arbeitete, nur noch als Physikalisch-chemisches Institut bezeichnet; einen Neubau speziell für die neue Richtung – den ersten in Deutschland – erhielt Ostwald erst 1898 in der Linnéstraße. In enger internationaler Zusammenarbeit mit bedeutenden Gelehrten, wie van't Hoff, Svante Arrhenius und Walther Nernst, folgten innerhalb kürzester Zeit und fast „Schlag auf Schlag“ bahnbrechende Entdeckungen zu Elektrochemie, Iontheorie, chemischer Verwandtschaft, chemischen Gleichgewichtsverhältnissen und der Theorie der Lösungen. 1888 beispielsweise veröffentlichte Ostwald das nach ihm benannte Verdünnungsgesetz und entwickelte ab 1891 die energetische Betrachtungsweise chemischer Vorgänge: Energie – sogar der Name seines Landsitzes in Großbothen – sollte sein ganzes Leben lang zum zentralen Begriff werden. Dabei nahm Ostwald auch viele spätere Entwicklungen, wie Appelle zum sparsamen Umgang mit Ressourcen und für eine Nutzung der Sonnenenergie, vorweg. Die Anerkennung der Fachwelt schlug sich 1905 in der ehrenvollen Berufung Ostwalds als Gastprofessor nach Harvard und ans MIT nieder. Die Erfolge der Physikalischen Chemie spiegeln sich ferner in den Nobelpreisen für die drei wichtigsten Fachvertreter: 1901 für van't Hoff, 1903 für Arrhenius und 1909 für Wilhelm Ostwald, der 1894 das Wesen der Katalyse (Beschleunigung chemischer Reaktionen durch einen fremden Stoff) aufgedeckt hatte. Die universitäre Welt war indes schon länger nicht mehr Ostwalds Heimat: 1906 bat er endgültig um seine Entlassung, was verschiedene Gründe hatte: Kraft raubende Querelen mit

Kollegen, der Zeit kostende Lehrbetrieb, die Befürchtung, wissenschaftlich nicht mehr innovativ genug zu sein, sowie das Bestreben, auch außerhalb der Wissenschaft in die breite Öffentlichkeit zu wirken. Ideen hatte Ostwald genug: Obwohl stets auf Praxis- und Anwendungsbezug von Wissenschaft und Studium bedacht und entschiedener Gegner brotloser Disziplinen, Ausbildungsrichtungen und Tätigkeiten, war Ostwald eine vielseitig gebildete und interessierte Persönlichkeit: Er war zum Beispiel wissenschaftshistorisch tätig, ein begabter Maler und sozial sowie politisch engagiert. Zu Letzterem gehören seine Bemühungen um eine an den Anforderungen des Lebens orientierte Schulreform, um eine leicht zu erlernende künstliche Weltsprache (Ido) und um ein internationales Papierformat. Seine von unendlichem Vertrauen in die Problemlösungskompetenz eines zentralistischen Gemeinwesens getragenen, auf Vergesellschaftung orientierten staatsutopischen Schriften muten nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts bedenklich an, blieben jedoch reine Theorie. Ostwald hatte sich schon seit 1900 auch naturphilosophischen Fragen zugewandt, über die er Vorlesungen hielt und publizierte: So gab Ostwald zwanzig Jahre lang (1901-1921) die ‚Annalen der Naturphilosophie‘ heraus, die als Quelle eine Fundgrube für die Mentalität der Intellektuellen des frühen 20. Jahrhunderts darstellen. In der Zeit eines rasanten naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritts wurde die (materialistische und positivistische) Wissenschaft selbst zur prägenden Weltanschauung (Szientismus). Den daraus resultierenden Strömungen und Vereinigungen (Freidenkerbund, Kirchengaustrittsbewegung) stand dementsprechend auch Ostwald nahe. Er schätzte unter seinen Leipziger Kollegen die Psychophysik Gustav Theodor Fechners, die experimentelle Psychologie Wilhelm Wundts und die biologische Psychiatrie des Neuropathologen Paul Flechsig. Die Überhöhung des Naturbegriffs im Biologismus nahm dabei teilweise (von den Zeitgenossen weitgehend unbemerkt) mystische Züge an. Sogar der kritische Ostwald erlag für einige Zeit der Faszination Ernst Haeckels, der 1899 die „Welträtsel“ für gelöst erklärt hatte, und übernahm von 1911 bis 1915 den Vorsitz des von Haeckel gegründeten Monistenbundes, der für ein naturwissenschaftliches Weltbild und gegen den Leib-Seele-Dualismus eintrat. Auf die Dauer ließen sich jedoch die grundsätzlichen Differenzen zu Ostwalds Energetik nicht überwinden.

Für die heute selbstverständliche These, dass Wissenschaft für ihre Entwicklung Vernetzung braucht, war Ostwald ein weitsichtiger Protagonist und durch seine zahlreichen Kontakte im Prinzip auch ein prädestinierter Vorreiter. Seine wissenschaftsorganisatorischen Ideen und Ambitionen (zum Beispiel ein „Die Brücke“ genanntes Institut zur Förderung der internationalen Kommunikation und Wissenschaftskoordinierung, die Gründung einer internationalen Chemiker-Vereinigung und der Plan zu einer Weltbibliothek) scheiterten jedoch daran, dass er die

persönlichen Empfindlichkeiten seiner Kollegen unterschätzte, zu ungeduldig und unfähig zu Kompromissen war. Geldmangel und insbesondere die politische Katastrophe des Ersten Weltkriegs, die in eine Isolierung der deutschen Wissenschaft führte, spielten dem gegenüber eine geringere Rolle. Sowohl aus seinen künstlerischen Neigungen als auch aus der zeittypischen Vorstellung, Ästhetik objektivieren zu können, und nicht zuletzt aus den Verbindungen zur Industrie erwuchs Ostwalds intensives Interesse für Farben, die er messen und standardisieren zu können hoffte. Seine Farblehre auf physikalischer, chemischer, psychologischer und physiologischer Basis ist noch heute eindrucksvoll und die dreidimensionalen Farbmuster in Form von Kegeln, Zylindern usw. wirken nach wie vor suggestiv, harmonisch und ansprechend.

Die Universität Leipzig hat Wilhelm Ostwald 2003 zu seinem 150. Geburtstag mit einer Ausstellung und einer akademischen Festveranstaltung gewürdigt. In zahlreichen internationalen Symposien wurden die verschiedenen Facetten seines Wirkens thematisiert.

Ortrun Riha

Literatur:

Wilhelm Ostwald: Lebenslinien – Eine Selbstbiographie. Überarb. u. komm. v. Karl Hansel. Leipzig 2003.

Wilhelm Ostwald: Ein Lesebuch. Zus.gestellt v. Friedeman Schmithals. Großbothen 2003.

Jan-Peter Domschke und Peter Lewandrowski: Wilhelm Ostwald. Chemiker, Wissenschaftstheoretiker, Organisator. Leipzig 1982.

Markus Krajewski: Die Einheit der Vielfalt. Wilhelm Ostwalds Welt-Bildungen. In: Ders.: Restlosigkeit. Weltprojekte um 1900. Frankfurt 2006. S. 64-140.

Miklós Rózsa

Zum 100. Geburtstag am 18. April 2007



Der ungarische Komponist Miklós Rózsa (1907-1995) ist einer der großen Filmkomponisten des 20. Jahrhunderts. Seine Studienzeit von 1925 bis 1929 verbrachte er in Leipzig. Aufgrund der politischen Verhältnisse in Europa emigrierte er 1940 in die USA.

Eigentlich sollte Miklós Rózsa Chemie in Leipzig studieren, so hatte es sein Vater, der ungarische Unternehmer Julius Rózsa, bestimmt. Das tat er dann auch, aber nur für kurze Zeit. Bei seinem täglichen Weg zum Institut für Chemie in der Liebigstraße kam er beim Verlagshaus Breitkopf & Härtel vorbei, ohne zu ahnen, dass in nicht ferner Zukunft eine Vielzahl seiner Instrumentalwerke hier erscheinen würde. Im Nebenfach belegte Rózsa Musikwissenschaft und hatte Unterricht bei Theodor Kroyer. Schnell machte sich Rózsa mit dem kulturellen Leben der Universitätsstadt vertraut. Regelmäßig besuchte er die Motetten- und Kantaten-Aufführungen unter der Leitung des Kantors Karl Straube in der Thomaskirche. Nach Abschluss des ersten Studienjahres spielte Rózsa bei Hermann Grabner ein Klaviertrio vor. Dieser akzeptierte ihn sofort als Studenten am Leipziger Konservatorium. Grabner meinte, er würde ihn bremsen, weiter im Stil von Mendelssohn zu komponieren. Er führte Rózsa an die Musik Regers heran, dessen kontrapunktische Leichtigkeit er mochte, aber den „schweren, trocknen Stil“ nicht. Zweimal pro Woche hielt Grabner eine Stunde, in der die Studenten ihre selbst komponierten Werke vorspielen konnten. Rózsa erinnerte sich an Grabner als einen sehr geduldigen Lehrer, der von seinen Studenten keinen bestimmten Stil forderte, sondern ihnen die Freiheit ließ, ihren eigenen zu finden. Auf Grabners Anfrage hin komponierte Rózsa das Trio für Violine, Viola und Violoncello op. 1, was im Frühjahr 1927 am Konservatorium uraufgeführt wurde. Rózsa spielte dabei selbst die Viola. Diese Uraufführung wurde sein erster großer Erfolg und die Studenten spendeten ihrem Kommilitonen lange Beifall. Grabner hatte insistiert, dass Rózsa selbst spielte und auch im Studentenorchester mitspielte, um die Möglichkeiten der Instrumente möglichst praxisnah kennen zu lernen. Zu dieser Zeit schrieb Grabner einen Brief an Rózsas Vater, in dem er vom großen musikalischen Talent des Sohnes berichtete. Der Vater akzeptierte mit dieser Begründung die Entscheidung des Sohnes, woraufhin sich dieser voll und ganz dem Kompositionsstudium widmete. Rózsa zweite größere Arbeit, das Quintett für Streicher und Klavier op. 2, wurde 1928 uraufgeführt und war ein noch größerer Erfolg als op. 1. Grabner meinte, er hatte in seiner ganzen Zeit als Lehrer keinen Schüler gehabt, der einen größeren Triumph erlebt hätte.

Nach einer privaten Aufführung des Quintetts bei Karl Straube, bat dieser den jungen Komponisten, ihn drei Tage später anzurufen. Straube hatte für Rózsa den Kontakt zu Breitkopf & Härtel hergestellt. So unterschrieb Miklós Rózsa am 19. November 1928, dem 100. Todestag Schuberts, seinen ersten Vertrag bei dem Musikverlag. Rózsas nächstes Werk war die Rhapsodie für Violoncello und Orchester. In dieser Zeit fühlte sich Rózsa stark von der deutschen Musikkultur beeinflusst und wollte zu seinen ungarischen Wurzeln zurückkehren. „Ich hatte Sehnsucht nach der kristallinen Klarheit des ungarischen Volksliedes.“ In Varia-

tionen über ein ungarisches Bauernlied op. 4 sowie Nordungarische Bauernlieder und Tänze op. 5 verarbeitete Rózsa Melodien, die er in seiner Kindheit gesammelt hatte. 1930 reiste Rózsa zum ersten Mal nach Bayreuth und machte bei den Festspielen die Bekanntschaft des Organisten und Komponisten Marcel Dupré, der ihn nach Frankreich einlud. Im Frühjahr 1931 reiste Rózsa nach Paris und traf mit Musikern wie Artur Honegger, Charles Marie Widor, Pierre Monteux etc. zusammen. Hier erlebte er auch seine erste große Enttäuschung. Die Sinfonie op. 6 legte er verschiedenen Musikern vor, die sie als zu lang und zu schwer befanden. Er kehrte nach Leipzig zurück, um die Serenade für Kammerorchester op. 10 zu beenden, die in Budapest uraufgeführt wurde. Richard Strauss war für einige Aufführungen seiner Oper „Die ägyptische Helena“ nach Budapest gekommen und besuchte das Premieren-Konzert. Wie sich Rózsa erinnerte, war nach der Aufführung des Stückes ein bescheidener Applaus zu hören. Alle Augen blickten auf Strauss, der zu spüren schien, dass die Zukunft eines jungen Mannes in seinen Händen lag und begann plötzlich, wild zu applaudieren. Das Publikum stimmte nach und nach ein und der Beifall mündete in eine stürmische Ovation. Rózsa wurde zur Bühne geführt, wo ihm zu seiner gelungenen Arbeit gratuliert wurde. Später überarbeitete Rózsa das Werk, das 1946 unter dem Namen „Ungarische Serenade“ op. 25 erschien.

Im Frühjahr 1932 debütierte Rózsa mit seinem Klavierquintett op. 2, den zwei Duos op. 7 und 8 sowie den Variationen für Klavier solo op. 9 in Paris. Rózsas Musik wurde begeistert vom Publikum aufgenommen und Rózsa entschloss sich, im September 1932 in die französische Hauptstadt umzuziehen.

Hier kam Rózsa auch erstmals mit der Filmbranche in Berührung, er komponierte Pausenmusiken für die großen Pariser Filmtheater. Weniger aus Interesse am Film selbst, sondern vielmehr um seine Existenz zu sichern. Da Rózsa seinen Ruf als ernster Komponist nicht gefährden wollte, legte er sich das Pseudonym „Nic Tomay“ zu. Mit diesem Schritt begann für den ungarischen Komponisten sein ‚Double Life‘, wie er auch die 1989 erschienene Autobiographie nannte. In Paris lernte Rózsa den ungarischen Autoren Ákos Tolnay kennen, der ihm vorschlug, mit nach London zu kommen, wo es bessere Möglichkeiten gab, in der Filmbranche Fuß zu fassen. Rózsas erster Aufenthalt in London begann mit einem glücklichen Zufall. Fast ohne Kenntnis der Sprache und des Landes traf er zunächst den Kulturattaché in der ungarischen Botschaft. Dieser berichtete von einer ungarischen Ballettproduktion, für die noch eine passende Musik gesucht würde. Wenig später unterzeichnete Rózsa seinen Vertrag bei der Produktionsfirma Markova-Dolin und komponierte die Musik für das Ballett „Hungaria“, welches zwei Jahre lang in London aufgeführt wurde. Nachdem der Regisseur

Jacques Feyder eine „Hungaria“-Aufführung mit Rózsas Musik erlebt hatte, bat er ihn, die Musik für seinen nächsten Film „Knight without Armour“ zu schreiben. Nach diesem Filmdreh bekam Rózsa neue Angebote. Kurz nacheinander entstanden die Filmmusiken zu „Thunder in the City“, „The Divorce of Lady X“ und „The Four Feathers“. 1937 und 1938 erhielt Rózsa den Franz-Joseph-Preis seiner Heimatstadt Budapest, diese Auszeichnung wurde an zeitgenössische ungarische Künstler vergeben. 1938 begannen die Arbeiten zu dem Film „The Thief of Bagdad“, der in Hollywood beendet werden sollte. 1940 reiste Rózsa von Genua aus nach Hollywood weiter. In der Filmstadt blieb Rózsa kaum Zeit, sich mit nicht-filmischer Musik zu beschäftigen. Nächste Filmmusik-Projekte hießen „Lady Hamilton“, „Sundown“ und „The Jungle Book“. Rózsa war nicht sehr beeindruckt von seinen Berufskollegen in Hollywood. Es gab verschiedene Namen, aber die Filmmusik klang oft sehr ähnlich, die Bezeichnung „Broadway-cum-Rachmaninoff idiom“ stammt von Rózsa, dessen kunstfertiger Stil in seiner Anfangszeit in Hollywood häufig umstritten war.

1942 wurde die „Jungle Book Suite“ mit dem NBC Symphony Orchestra unter Rózsas Dirigat in New York aufgenommen. Die Suite war die erste kommerziell aufgenommene Filmmusik in den USA. Bei einem Interview zu der neuen Aufnahme äußerte Rózsa sich kritisch über die „factory methods“ in Hollywood, dass häufig für die Erstellung von Filmmusiken mehrere Komponisten und Arrangeure zusammen arbeiteten, um die Herstellungsdauer zu verkürzen. 1944 erhielt Rózsa die Einladung, an der University of Southern California einen Sommerkurs in Komposition zu geben, war aber wegen Zeitmangels gezwungen, abzulehnen. Ein Jahr später begann er, regelmäßige Filmmusikkomposition zu unterrichten. Es war der erste Lehrauftrag dieser Art in den Vereinigten Staaten. Den Kriminalfilm „Double Indemnity“ (1944) unter der Regie von Billy Wilder bezeichnete Rózsa als seinen Durchbruch. Mit diesem Erfolg wuchs die Anzahl der Aufträge und Rózsa hatte mehr Freiheit beim Komponieren. Für die Filmmusiken zu „Spellbound“ (1945) und „A Double Life“ (1948) erhielt Rózsa Academy Awards.

Gegen Ende der 1940er Jahre mit dem Aufkommen des Fernsehens als Konkurrenz für das Kino nahm Rózsa das dritte Angebot von Metro-Goldwyn-Mayer an, festangestellter Komponist bzw. „staff composer“ zu werden. Während der vierzehn Jahre dauernden Zusammenarbeit entstanden seine wichtigsten Filmpartituren. Mit Rózsas Einstieg begann eine neue Ära bei M-G-M. In dieser Zeit schrieb er die Musik für die großen Historienfilme, wie „Quo Vadis“, „Ivanhoe“, „Knights of the Round Table“, „Julius Caesar“, „Ben Hur“ und „El Cid“. Er wurde zum Spezialisten für historische Stoffe und Bibelepén. Für die Filmmusik zu „Ben Hur“ erhielt Rózsa seinen dritten Oscar. In seiner Karriere als Filmkom-

ponist erhielt er insgesamt 16 Nominierungen für den Academy Award. Rózsa schätzte es, in den Prozess bei der Entstehung eines Films einbezogen zu werden. Für ihn war es der einzige Weg, um einen Film als potentes Kunstwerk anzunehmen. 1956 fand die Uraufführung von Rózsas Violinkonzert op. 24 mit Jascha Heifetz statt. Das Konzert war international erfolgreich und wurde in den Folgejahren mehrfach weltweit aufgeführt. Seit 1962 akzeptierte Rózsa nur noch Auftragsarbeiten von verschiedenen Filmgesellschaften und wandte sich wieder mehr der reinen Instrumentalmusik zu. In das Werk „Notturmo Ungherese“ op. 28, was 1964 uraufgeführt wurde, ließ Rózsa Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend im ländlichen Ungarn einfließen. 1967/68 komponierte er das Cellokonzert op. 32, welches im Sommer 1969 von seinem Landsmann János Starker in Berlin uraufgeführt wurde. Nach fünf Jahren filmmusikalischer Abstinenz nahm Rózsa 1968 wieder einen Auftrag an und komponierte die Musik zu dem Science Fiction Film „The Power“. Zu seinen späteren Filmmusiken gehörten „The Private Life of Sherlock Holmes“ (1970), „The Golden Voyage of Sinbad“ (1973), „Providence“ (1977), wofür er den César gewann, und „Eye of the Needle“ (1980). Seine letzte Filmmusik schrieb er 1981 für „Dead Men Don’t Wear Plaid“, ein Art Hommage an den film noir. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er nicht weniger als 97 Filmmusiken für die unterschiedlichsten Genres komponiert. Im Mai 1984 wurde das Violakonzert op. 37 mit Pinchas Zukerman als Solisten und dem Pittsburgh Symphony Orchestra unter André Previn uraufgeführt. Dieses letzte große Instrumentalwerk hatte Rózsa fünf Jahre zuvor vollendet und hielt es für eine seiner besten Konzertarbeiten. Bis 1988 entstanden verschiedene Kammermusiken, darunter das Streichquartett Nr. 2 op. 38 und die Solosonaten für Violine, Klarinette, Gitarre und Oboe. Zu seinem achtzigsten Geburtstag resümierte Rózsa: „Ich sehe meine Musik als Feier des Lebens, als Freude, die ich in meinem 80jährigen Leben erlebt habe. Ich habe niemals meine wirkliche Berufung aus den Augen verloren, dass ich nicht nur Auftragsmusik komponiere, sondern die Musik, die in mir ist.“ In seinen letzten Lebensjahren lebte Rózsa sehr zurück gezogen, er verstarb am 27. Juli 1995 in Los Angeles.

Juliane Bally

Literatur:

Matthias Keller: Miklós Rózsa. Retrospective, München 1998.

Christopher Palmer: Miklós Rózsa – A sketch of life and work, London, Wiesbaden 1975.

Miklós Rózsa: A Double Life, Los Angeles 1982.

Tony Thomas: Filmmusik. Die großen Filmkomponisten – ihre Kunst und ihre Technik, München 1996.

Erich Mühle

Zum 100. Geburtstag des bedeutenden Phytopathologen am
9. Mai 2007



Erich Mühle war einer der bedeutendsten deutschen Phytopathologen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Er wurde am 9. Mai 1907 in Haynau/Niederschlesien geboren und legte 1927 in Görlitz das Abitur ab. Von 1929 bis 1934 studierte er in Leipzig Botanik, Zoologie und Chemie.

1937 erwarb er mit der Promotion zum Thema „Der menschliche Staat als Problem der vergleichenden Biologie, ein Beitrag zur organismischen Staatsauffassung im Anschluss an E. G. Kolbenheyer“, den Dokortitel. Da Kolbenheyer als Vertreter des Biologismus im nationalsozialistischen Kulturleben eine Rolle gespielt hatte, musste Erich Mühle sich während der Entnazifizierung einigen ihm unliebsamen Fragen stellen, obwohl er es im Unterschied zu den meisten an der Universität tätigen Agrarwissenschaftlern abgelehnt hatte, Mitglied der NS-DAP zu werden. Ebenfalls 1937 begann er eine Tätigkeit als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter in der Abteilung Gartenbau und danach am Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung. Im darauf folgenden Jahr erhielt er auf Vorschlag des Direktors des Instituts, Josef Knoll, einen Lehrauftrag für Pflanzenschutz, 1939 eine planmäßige Assistentenstelle. Von 1940 bis 1944 war Erich Mühle u. a. an Versuchen zur Bekämpfung von GräserSchädlingen beteiligt. Die Krankheiten und Schädlinge der Futterpflanzen, aber auch der Arznei-, Gewürz- und Duftpflanzen, über die noch wenige Erkenntnisse vorlagen, sollten dann lebenslang seine Hauptforschungsgebiete werden. Er steht damit einerseits in der von Wilhelm Strecker und Friedrich Falke begründeten bedeutenden Grünlandtradition der Universität Leipzig, stellte sich andererseits aber auch anderen neuen Herausforderungen. 1942 zog ihn die Wehrmacht zum Kriegsdienst ein, entließ ihn aber zu seinem Glück aus gesundheitlichen Gründen wieder. Im Februar 1945 wäre er aber in dem bei einem Fliegerangriff zerstörten Gebäude Johannisallee 19 fast ums Leben gekommen, als er und einige andere der wenigen verbliebenen Mitarbeiter verschüttet wurden.

Als einer der wenigen Agrarwissenschaftler setzte er nach dem Krieg seine Tätigkeit an der Universität fort. Trotz schwieriger materieller Bedingungen habilitierte er sich 1951 mit der Arbeit „Die Krankheiten und Schädlinge angebauter Futtergräser, Erhebungen, Beobachtungen und Untersuchungen über ihr Auftreten, ihre Biologie und Bekämpfung unter gleichzeitiger Auswertung des wichtigsten Schrifttums“. Sein Habilitationskolloquium stand unter dem Thema „Die Probleme des Kartoffelabbaus“ und seine öffentliche Lehrprobe widmete sich den „Viruskrankheiten landwirtschaftlicher Kulturpflanzen“, womit er Breite und Tiefe in seinem Fachgebiet bewies. Am 1. April 1951 wurde er deshalb zum Professor mit Lehrauftrag für Phytopathologie berufen, am 1. Oktober 1951 zum Professor mit vollem Lehrauftrag und am 1. September 1952 in Anerkennung seiner Verdienste in Lehre und Forschung sowie beim Wiederaufbau der Universität Leipzig zum Professor mit Lehrstuhl und zum Direktor des aus der Abteilung Pflanzenschutz hervorgegangenen Instituts für Phytopathologie, das in der Schönbachstraße 10 nahe dem Völkerschlachtdenkmal seinen Platz erhielt. Von 1951 bis 1958 leitete er neben seiner Tätigkeit in Leipzig die Abtei-

lung Pflanzenschutz im Institut für Pflanzenzüchtung der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften (DAL) in Bernburg. Darüber hinaus erwarb er sich wesentliche Verdienste um die Bildung der Pflanzenschutzämter in der DDR. Im Rahmen der Viroseforschung konnte außerdem nachgewiesen werden, dass das Erzgebirge besonders gut für die Kartoffelvermehrung geeignet ist, woraus die praktischen Landwirte auch die entsprechenden Schlussfolgerungen zogen. 1953 und 1955 zum Dekan der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät gewählt, setzte er sich gemeinsam mit Prodekan Otto Rosenkranz intensiv für den Wiederaufbau des 1903 errichteten und beim schweren Luftangriff auf Leipzig am 4. Dezember 1943 zerstörten Hauptgebäudes des ehemaligen Landwirtschaftlichen Instituts (Johannisallee 21-23) ein. In die Zeit seines Dekanats fielen auch die Auseinandersetzungen des Lehrkörpers der Fakultät mit Walter Ulbricht, der bereits 1955 die vollständige Umstellung von Lehre und Forschung auf die sozialistische Landwirtschaft forderte, obwohl die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften erst etwa 23 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche bewirtschafteten. Als am 17. Juni 1953 sowjetische Panzer, aus Richtung Grimma kommend, Leipzig besetzten, sägte Erich Mühle, wie Fröhlich (1995) berichtet, aus Protest eigenhändig die beiden vor dem Institutsgebäude angebrachten Fahnenmasten ab. Keiner seiner Mitarbeiter, auch nicht die SED-Mitglieder, haben ihn angezeigt.

Nach Fröhlich (1984) rückte Erich Mühle in seinem Forschungsgebiet zum führenden Wissenschaftler in Europa auf. Er entdeckte drei neue Schaderreger, ein weiterer ist nach ihm benannt worden. Er befasste sich außerdem aber auch mit anderen Forschungsthemen, zum Beispiel mit der Flugbrandbekämpfung bei Gerste und Weizen. Bereits 1956 bestanden die drei Laborabteilungen Virologie, Entomologie und Mykologie. Da es sich herausstellte, dass mehrere Gräserkrankheiten durch Viren bedingt sind, und auch der Kartoffelabbau darauf wesentlich beruht, wurde gleichzeitig die Viroseforschung zu einem der Forschungsschwerpunkte des Instituts. Drei der fünf am Institut entstandenen Habilitationsschriften sind deshalb auch ihr gewidmet. Insgesamt betreute Erich Mühle 30 Dissertationen. Generell ist für seine Denkweise kennzeichnend, dass er nicht die Schaderreger in den Mittelpunkt stellte, sondern die Pflanze, die er als „Patient“ sah und die zu heilen ist. Dieses Konzept stellte er auch 1967 auf dem Internationalen Pflanzenschutzkongress in Wien zur Diskussion. Er schlug deshalb im gleichen Jahr dem Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen vor, sein Haus in Institut für Phytomedizin umzubenennen, was jenes aber ablehnte. Inzwischen ist dieser Begriff aber allgemein üblich. Von seinen Schülern sind alle Habilitanden zu Professoren berufen worden und weitere nahmen führende Funktionen im Pflanzenschutz wahr. Dazu trug vor allem auch die von

ihm eingerichtete fakultative Spezialausbildung Phythopathologie und Pflanzenschutz bei.

Erich Mühle veröffentlichte eine Vielzahl von Büchern und Aufsätzen über Krankheiten und Schädlinge der Kulturpflanzen, mit denen er sich nationale und internationale Anerkennung erwarb. Zu nennen sind vor allem „Krankheiten und Schädlinge der zur Samengewinnung angebauten Futtergräser“ (1953), „Krankheiten der Arznei-, Gewürz- und Duftpflanzen“ (1956) sowie das gemeinsam mit Maximilian Klinkowski (Direktor des Institutes für Phythopathologie Aschersleben der DAL) und Ernst Reinmuth (Universität Rostock) bzw. Helmut Bochow (Humboldt-Universität zu Berlin) herausgegebene dreibändige Lehrbuch „Phytopathologie und Pflanzenschutz“ (1965-1968 bzw. 1974-1976). Unter den Studenten erfreute sich das „Phytopathologische(s) Praktikum für Landwirte, Gärtner und Biologen“ großer Beliebtheit. Hohe Anerkennung fand in der Praxis vor allem die von ihm mit wechselnden Mitarbeitern seit 1942 als Loseblattsammlung herausgegebene „Kartei für Pflanzenschutz und Schädlingsbekämpfung“, die von 1953 bis 1971 insgesamt 15 Lieferungen umfasste und die neuesten Erkenntnisse zu 200 Bakterien- und Pilzkrankheiten vermittelte.

Auf Grund seiner national und international anerkannten wissenschaftlichen Leistungen und seiner Verdienste um die Entwicklung der Landwirtschaftlichen Fakultät wäre es zweifellos gerechtfertigt gewesen, ihm anlässlich des 100. Jahrestages der Gründung des Landwirtschaftlichen Instituts 1969 die Ehrendoktorwürde zu verleihen. In der Umbruchphase der 3. Hochschulreform, verbunden mit der Gründung der Sektion Tierproduktion und Veterinärmedizin und des selbständigen Instituts für tropische Landwirtschaft, an dem er noch bis zur Emeritierung 1972 wirkte, sowie der Verlagerung von Instituten der Pflanzenproduktion nach Halle, hat darüber aber offensichtlich niemand nachgedacht. Persönlich tragisch ist für ihn, dass er noch kurz vor seinem Tode am 5. Januar 1993 von der vorgesehenen Schließung der Agrarwissenschaftlichen Fakultät erfuhr, für deren Wiederaufbau er nach dem Krieg seine ganze Kraft eingesetzt hatte.

Eberhard Schulze

Literatur:

Gerd Fröhlich: Erich Mühle (geb. 1907). In: Namhafte Hochschullehrer der Karl-Marx-Universität Leipzig. Heft 6, hrsg. v. Kurt Renner und Armin Ermisch, Leipzig 1984. S. 29-39.

Gerd Fröhlich: Prof. Dr. Erich Mühle zum 80. Geburtstag. In: Beiträge für tropische Landwirtschaft und Veterinärmedizin. 25. Jg. (1987), H. 1, S. 7-8.

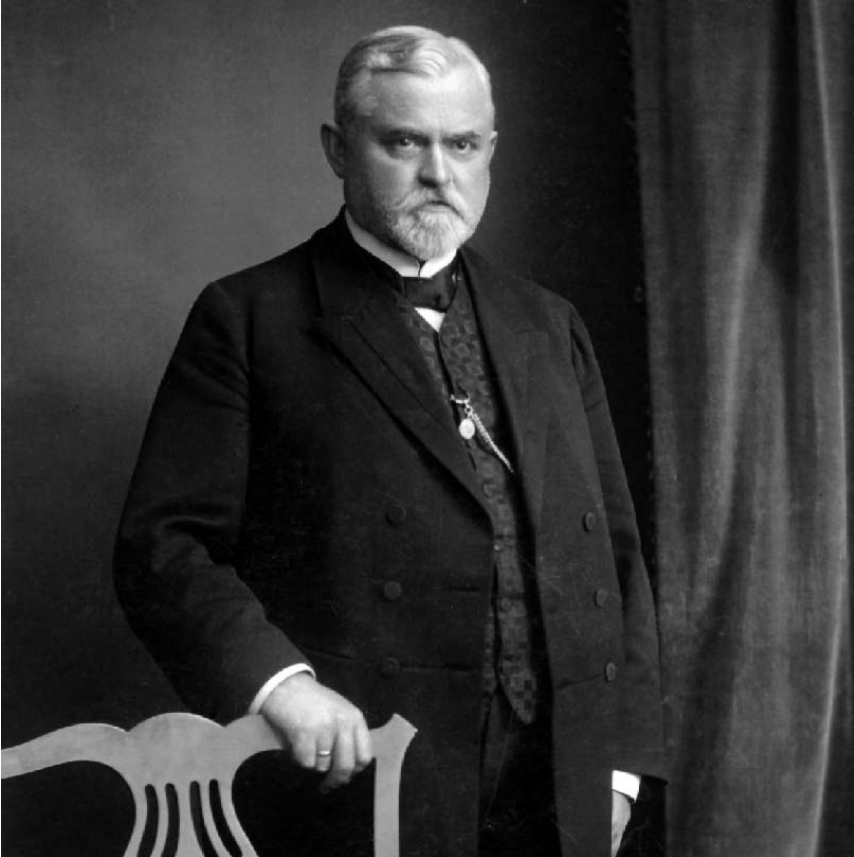
Gerd Fröhlich: Memorandum – Aufstieg und Untergang der Agrarwissenschaften in Leipzig. Unveröffentlichter Manuskriptentwurf, Leipzig 1995.

Erich Mühle: Forschungsarbeiten des Institutes für Phythopathologie der Karl-Marx-Universität Leipzig. In: WZ, 8. Jg. (1958/59), Heft 4, S. 707-749.

Erich Mühle: Die Phythopathologie in Lehre und Forschung an der Universität Leipzig. In: WZ, 11. Jg. (1962), Heft 1, S. 106-109.

Julius Wagner

Zum 150. Geburtstag des Chemikers am 3. Juli 2007



Julius Wagner (1857-1924) hat auf der erstmals an einer deutschen Universität eingerichteten Professur für Chemiedidaktik (Leipzig, 1901) die naturwissenschaftliche Volksbildung wesentlich gefördert.

Rudolf Arendt (1828-1902) Chemielehrer und an der öffentlichen Handelslehranstalt Leipzig und Autor von didaktisch ausgezeichneten Chemielehrbüchern für Schulen, analysierte 1868 sehr detailliert die Bildungsmisere in Chemie und Physik an Leipzigs elf öffentlichen Schulen (fünf Bürgerschulen, zwei Bezirksschulen, eine Rathsfreischule, eine Realschule, Nikolai- und Thomas-Gymnasium): „Es werden auf Leipzigs öffentlichen Schulen von je 1.000 einheimischen schulpflichtigen Kindern, welche eine allgemeine oder realistische Ausbildung suchen, immer nur drei genügend in Physik und Chemie und außerdem noch neun leidlich in Physik und ungenügend in Chemie vorgebildet. Von den übrigen 988 haben noch 132 während einer kurzen Zeit etwas von physikalischen resp. chemischen Dingen gehört, der Rest aber, also 856 erfahren auf der Schule absolut nichts davon. Bedenken wir endlich, dass alles dies für eine Stadt gilt, welche von jeher und mit Recht in dem Rufe der Intelligenz steht, und deren Volksschulwesen seit lange mit besonderer Liebe gepflegt worden ist, eine Stadt, die ausserdem für die Erziehung der ärmeren Bevölkerung ganz Ausserordentliches leistet (es werden auf den Bezirksschulen [Armenschulen] durchschnittlich ebensoviel Kinder unterrichtet wie auf den Bürgerschulen); so wird man ohne Weiteres behaupten dürfen, dass eine wahrhaft naturwissenschaftliche Bildung, welche alle Schichten der Bevölkerung durchdringt, in unserem Vaterlande nicht existirt...“ (Arendt, 1869). Bis zur Jahrhundertwende hatte sich an diesem Gesamtzustand kaum etwas geändert. Es war höchste Zeit, das Problem aktiv anzugehen.

Zur Einrichtung der ersten Professur für Chemiedidaktik.

Wilhelm Ostwald (1853-1932) als einflussreichem Ordinarius an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig kommt das Verdienst zu, die Errichtung einer außerordentlichen Professur für Chemiedidaktik zielstrebig betrieben zu haben. Im Antrag der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig vom 22. Februar 1901 an das Königliche Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts, Dresden, auf Erteilung eines Lehrauftrages für Didaktik der Chemie mit der gleichzeitigen Ernennung des Privatdozenten Dr. Julius Wagner zum außerordentlichen Professor heißt es auszugsweise (Wagner, 1903):

„Die unterzeichnete Fakultät beantragt hiermit, dem Privatdozenten Dr. Julius Wagner einen Lehrauftrag für Didaktik der Chemie zu erteilen und ihn gleichzeitig zum außerordentlichen Professor zu ernennen. Seit einigen Jahren hat der Direktor des physikalisch-chemischen Instituts, Prof. Ostwald, unter thätiger Mitwirkung des Dr. Wagner Uebungskurse eingerichtet, in welchen die Candidaten des höheren Lehramts, die sich für das Lehrfach der Chemie ausbilden, einen besonderen praktischen Unterricht in der Ausführung von Schulversuchen erhalten: gleichzeitig sind von beiden genannten Vorträge über die beim Che-

mieunterricht anzuwendenden Methoden gehalten worden. Dieser Unterricht ist von den Lehramtskandidaten mit großem Eifer benutzt worden [...] Die philosophische Fakultät legt einen großen Wert auf diese Seite der Ausbildung der künftigen Lehrer, zumal in der Prüfungsordnung Uebung in der Gestaltung von Schulversuchen verlangt wird. Auch hängt der Erfolg des chemischen Schulunterrichts in entscheidender Weise von der richtigen Wahl und geschickten Ausführung anschaulicher Versuche ab; deshalb hat die unterzeichnete Fakultät den lebhaften Wunsch, den erwähnten, im physikalisch-chemischen Institut getroffenen Einrichtungen eine möglichst dauerhafte und gesicherte Form zu geben, und beantragt daher auf Anregung des Prof. Ostwald und unter Zustimmung der anderen Vertreter der Chemie, das Kgl. Ministerium möge diese Sicherung durch die Ertheilung eines darauf bezüglichen Lehrauftrages an Hrn. Dr. Wagner gewährleisten [...] Herr Dr. Julius Wagner erscheint für den in Rede stehenden Lehrauftrag besonders geeignet, weil er nicht nur den pädagogisch-chemischen Unterricht seit längerer Zeit fast selbständig geleitet hat, zudem sich auch selbst durch die Ablegung des Staatsexamens pro fac. doc. mit dem Ausbildungsgang und den Bedürfnissen der Lehramtskandidaten auf das Genaueste vertraut gemacht hat. Aus diesem Grunde, und weil Dr. Wagner eine ungewöhnlich lange Unterrichtsthätigkeit als Assistent (1883 bis 1886 bei Prof. Wiedemann, 1887 bis jetzt bei Prof. Ostwald) bereits aufzuweisen hat, sieht die Fakultät von ihrer Gepflogenheit ab, die Beförderung des Privatdocenten erst nach acht Semestern vorzuschlagen, und beantragt seine Ernennung zum außerordentlichen Professor, obwohl seine Habilitation erst am 20. Nov. 1898 erfolgt ist. Dr. Julius Wagner ist am 3. Juli 1857 in Hanau geboren, erlangte das Reifezeugnis des Realgymnasiums zu Erfurt 1874, studierte in Straßburg, Gießen und Leipzig und erwarb den Doctorgrad im Februar 1883 in Leipzig. Vorher (1881) hatte er das Staatsexamen pro fac. doc. abgelegt und die Berechtigung in Zoologie, Botanik, Mineralogie und Chemie für alle Klassen erlangt. Nachdem er Ostern 1883 bis Ostern 1886 an dem von Prof. Wiedemann geleiteten physikalisch-chemischen Institut als Assistent thätig gewesen war, ging er im Herbst 1887 an das damalige II. chemische Institut, gegenwärtig physikalisch-chemisches Institut, in gleicher Eigenschaft über, wo er bis jetzt den praktischen Unterricht in der analytischen und präparativen Chemie in vorzüglicher Weise und zur vollständigen Zufriedenheit des Directors geleitet hat.“

Am 30. November 1898 hat er sich auf Grund einer umfangreichen Schrift (Maßanalytische Studien) für Chemie habilitiert...“ (Universitätsarchiv, PA 1025, J. Wagner).

Das Dokument trägt die Unterschriften des Dekans Heinze und von Johannes Wislicenus und Ernst Beckmann. Das handschriftliche Ernennungsschreiben des Ministeriums folgte am 26. März 1901.

Die Ausbildungskonzeption von Julius Wagner.

Die Antrittsvorlesung „Über den Anfangsunterricht in der Chemie“ hielt Julius Wagner am 28. Februar 1903. Sie beinhaltet Wagners didaktische Konzeption für die Ausbildung von Chemielehrern für Mittelschulen. Er stützte sich dabei auch auf Rudolf Arendts „Anschauungsunterricht“ und dessen methodische Konzeption besonders bezüglich der Unterordnung der Stoffsystematik. Wagner räumte den praktizierenden Lehrern für das didaktische Vorgehen im individuellen Problemfall eine wesentliche Bedeutung ein. Julius Wagner bewertete die frühzeitige, einführende praktische Ausbildung der Lehramtskandidaten in ihrer dreifachen Funktion sehr hoch, weil „sie den Studierenden selbst mit der Chemie besser vertraut macht, als es durch den Unterricht in der Vorlesung oder durch Bücher geschehen kann [...], soll sie ihm die Fähigkeit geben, die Versuche auszuführen, die künftighin bei seinen Schülern den Vortrag unterstützen sollen [...] muß der künftige Lehrer eine allgemeine Fähigkeit im Experimentieren erwerben, damit er in der Lage ist, auch solche Versuche auszuführen, für die er eine besondere Anweisung nicht erhalten hat“ (Wagner, 1903). In einem Vortrag auf der XII. Hauptversammlung der Deutschen Bunsengesellschaft für angewandte physikalische Chemie im Juni 1905 in Karlsruhe unterbreitete und begründete Julius Wagner unter dem Titel „Physikalische Chemie im Schulunterricht“ einen Beschlussantrag, basierend auf den Erfahrungen seiner eigenen chemie-didaktischen Tätigkeit: „Die Hauptversammlung der Deutschen Bunsengesellschaft betrachtet als nächstes äusseres Ziel des chemischen Schulunterrichtes die Einführung in die physikalischen Grundlagen der Lehre von den Stoffen, sowie dem Hinweis auf die praktische Bedeutung der Stoffunterschiede und der Stoffwandlung, dies gegeben nicht in einer größeren Zahl von Einzelkenntnissen, sondern in typischen Beispielen. Sie wünscht die Ausdehnung eines solchen Unterrichts auch auf die Gymnasien, damit nicht weite und besonders führende Kreise des Volkes dieser Grundlage des Lebens und des nationalen Wohlstandes fremd gegenüberstehen. Sie fordert endlich für die Befähigung zum chemischen Unterricht den Nachweis einer solchen, wenn auch in geringerem Umfang, und möglichst eine solche auch für die Mathematik“ (Wagner, 1905). Julius Wagner war Geschäftsführer der Bunsen-Gesellschaft von 1893 bis 1922 und danach ihr Ehrenmitglied.

Diese Aktivitäten gaben insgesamt einem Anstoß zur Vertiefung und Qualifizierung des naturwissenschaftlichen Unterrichts um die Jahrhundertwende. Als ein

Sammelbecken für die Chemie verstand sich die „Vereinigung der Vorstände der chemischen Laboratorien“. Als koordinierendes Organ nahm sich die „Gesellschaft / Verein deutscher Naturforscher und Ärzte“ der drängenden Probleme an. Eine mathematisch- physikalische Kommission unter Leitung von Felix Klein (1849-1925) und eine Kommission „Beschreibende Naturwissenschaften“ unter Leitung von Max Verworn (1863-1921), in der Julius Wagner mitwirkte, arbeiteten die sogenannten „Meraner Vorschläge“ von 1905 aus: 1. Die höheren Lehranstalten sollen weder eine einseitig sprachlich- geschichtliche noch eine einseitig mathematisch- naturwissenschaftliche Bildung geben; 2. Die Mathematik und Naturwissenschaft sind als den Sprachen durchaus gleichwertige Bildungsmittel anzusehen, und an dem Prinzip der spezifischen Allgemeinbildung der höheren Schulen ist festzuhalten; 3. Die tatsächliche Gleichberechtigung aller Schulen ist durchaus notwendig und vollständig durchzuführen.

Julius Wagner lehrte bis zum Jahre 1923. Nach seinem Tod 1924 wurde das planmäßige Extraordinariat für Chemiedidaktik an der Universität Leipzig nicht mehr besetzt, sondern mit der Widmung pharmazeutische Chemie an das Ordinariat für Angewandte Chemie abgegeben.

Lothar Beyer

Literatur:

Rudolf Arendt: Der Anschauungsunterricht in der Naturlehre als Grundlage für eine zeitgemäße allgemeine Bildung und Vorbereitung für jeden höheren naturwissenschaftlichen Unterricht. Leipzig 1869.

Julius Wagner: Über den Anfangsunterricht in der Chemie. Verlag Johann Ambrosius Barth. Leipzig 1903.

Julius Wagner: Physikalische Chemie im Schulunterricht. Z. Elektrochem. XI (1905), S. 725-729.

Wilhelm Wundt

Zum 175. Geburtstag am 16. August 2007



Vor 175 Jahren wurde in Neckarau bei Mannheim einer der größten deutschen Gelehrten der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geboren: Wilhelm Maximilian Wundt. Als Sohn eines Pfarrers hat er eine einsame Kindheit erlebt. Später besuchte er das Gymnasium in Heidelberg und entschloss sich Medizin zu studieren.

Sein erstes Jahr als Student verbrachte Wundt in Tübingen, wo sein Onkel, Friedrich Arnold (1803-1890), Professor für Anatomie und Physiologie war. Allerdings blieb er in Tübingen nur ein Jahr und kehrte dann nach Heidelberg zurück, wo er sein Studium beendete. Nachdem er sich für eine akademische Karriere entschlossen hatte, wurde er 1857 Privatdozent für Physiologie und 1864 außerordentlicher Professor für Anthropologie und medizinische Psychologie an der Universität Heidelberg. Zwischen 1858 und 1865 war er Assistent von Hermann von Helmholtz (1821-1894) am Institut für Physiologie. Innerhalb dieser Zeit veröffentlichte er seine ersten zwei Bücher: „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmungen“ (1862) und „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele“ (1863). Sein berühmtestes Werk ist jedoch die „Grundzüge der physiologischen Psychologie“, die er 1874 herausbrachte, kurz bevor er Heidelberg verließ, um den Lehrstuhl für Induktive Philosophie an der Universität Zürich zu übernehmen.

Ein Jahr später wurde Wundt nach Leipzig als Professor für Philosophie berufen. Diese Stelle behielt er bis zu seinem Ausscheiden 1917. Im Jahr 1879 gründete er das Labor für experimentelle Psychologie, das das erste Weltzentrum für die Ausbildung neuer Psychologen wurde, indem es Studenten aus vielen Ländern Europas und der ganzen Welt anzog. Auch gründete er 1883 eine der ersten psychologischen Zeitschriften der Welt – die „Philosophischen Studien“, später in „Psychologische Studien“ umbenannt. Zwischen 1900 und seinem Tod 1920, widmete er sich vor allem der Verwirklichung seines Projektes einer Völkerpsychologie, die er als eine notwendige Ergänzung der experimentellen oder individuellen Psychologie ansah. Deren Hauptziel war es, die „höheren psychischen Vorgänge“ zu analysieren. Dadurch trug er enorm zu der Entwicklung der psychologischen Forschung bei und wurde einer der Hauptbegründer der modernen wissenschaftlichen Psychologie.

Soweit mit der Vergangenheit. Warum aber sollen wir 175 Jahre später den Geburtstag Wundts feiern?

Bevor wir die Frage der Aktualität seines Denkens beantworten können, ist es erforderlich, die in den Darlegungen und Interpretationen von Wundts Leben und Werk begangenen Fehler zu korrigieren, die bis heute eine neutrale Beurteilung seines Vermächtnisses verhindern. Der Kürze halber werden wir uns hier darauf beschränken, auf drei Hauptpunkte hinzuweisen: Seine Biographie, sein Projekt einer Völkerpsychologie und sein philosophisches System.

Was den ersten Punkt betrifft, so gibt es bislang trotz aller Bemühungen keine befriedigende biographische Arbeit zu Wundt. Die beiden einzigen verfügbaren

Biographien – Meischner und Echsler (1980) und Lamberti (1985) – bringen viele Probleme mit sich. Die erste stellt trotz der ausführlichen Behandlung der primären Quellen ein von der marxistisch-leninistischen Ideologie verzerrtes Porträt Wundts dar. Ausgehend davon, dass jede intellektuelle Arbeit auf eine der beiden anerkannten Kategorien der Analyse zurückzuführen ist, nämlich des „Materialismus“ (positive Bedeutung) oder des „Idealismus“ (negative Bedeutung), stellen die Autoren fest, dass Wundts Werk auf einer unangemessenen Mischung dieser beiden Tendenzen beruht. Nur so seien die Widersprüche seiner Psychologie zu erklären. Die zweite Biographie leidet an einer ungenügenden Betrachtung der Quellen. Der Verfasser hat zwar neue und wichtige, auf die Heidelberger Zeit bezogene Daten vorgestellt, doch viele verfügbare Originaldokumente unerforscht gelassen, was ihn dazu geführt hat, in der Sekundärliteratur vorhandene Fehler zu wiederholen.

Die Berichtigung soll hier eine doppelte sein. Zunächst ist Wundt niemals ein Verfechter des Materialismus gewesen, sondern dessen beharrlicher Kritiker. Was den Idealismus anbelangt, enthält sein Denken tatsächlich verschiedene Elemente der idealistischen Tradition – von Leibniz bis Hegel – bisher gibt es aber keine ausführliche Arbeit, die diesen komplexen Zusammenhang zwischen Wundt und dem deutschen Idealismus zeigt. Jede Aussage, die Wundt einfach als Idealist betrachtet, ohne dabei eine genauere Verknüpfung zu belegen, trägt zu keinem besseren Verständnis von Wundts Werk bei. Zweitens sind alle verfügbaren biographischen Quellen zu untersuchen, um die Ungenauigkeiten und Widersprüche in der Datierung bestimmter Ereignisse in Wundts Leben aufzulösen, vor allem was die Zeit vor seiner Ankunft in Leipzig angeht.

Bezüglich des zweiten, oben erwähnten Themas soll hier betont werden, dass in der Sekundärliteratur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Völkerpsychologie in den Hintergrund getreten ist, wenn nicht ganz aufgegeben wurde, so dass die Psychologie Wundts einzig und allein als experimentelle Psychologie erscheint.

Zwei Motive haben zu dieser Situation beigetragen.

Erstens ist die Wundt-Rezeption in den USA durch seine Schüler geschehen, die in Leipzig studiert hatten und später ähnliche psychologische Labors in den amerikanischen Universitäten gründeten. Da seine Werke nicht gleichzeitig übersetzt worden waren, wurde Wundt ausschließlich als experimenteller Psychologe wahrgenommen.

Zweitens haben die in der ehemaligen DDR durchgeführten Wundt-Studien keine große Aufmerksamkeit auf die Völkerpsychologie gelenkt, die als „idealistische

Sünde“ der echten materialistischen, experimentellen Psychologie gegenüber galt. Die ausführliche und kollektive Interpretationsarbeit der mannigfachen Facetten seiner Völkerpsychologie hat gerade erst begonnen.

Die dritte Lücke in der Sekundärliteratur betrifft die genaue Beziehung zwischen Wundts philosophischem Projekt und seiner Psychologie. Obwohl die Zeitgenossen Wundts viele Arbeiten seinem philosophischen System gewidmet haben, gibt es keine genügend tiefe Analyse von dessen Zusammenhang mit der Entwicklung seines Projekts einer wissenschaftlichen Psychologie. Außerdem gibt es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur ein einziges der Philosophie Wundts gewidmetes Buch (Arnold, 1980). Andererseits stellen die Studien, die die theoretischen Grundlagen seiner Psychologie analysieren, keine systematische Verknüpfung mit seinem philosophischen System dar.

Die zeitgenössischen Wundt-Forscher haben wohl nicht bemerkt, dass nicht die Psychologie, sondern eben die Philosophie die zentrale Rolle in seinem Leben gespielt hat. Wundt war vor allem ein Philosoph, dessen letztes Ziel es war, ein auf die empirischen Ergebnisse der Einzelwissenschaften gegründetes allgemeines metaphysisches System zu formulieren. Mit einem Wort: Eine Weltanschauung zu liefern (Wundt, 1914). In diesem Sinne ist seine Psychologie Teil eines umfangreicheren Projektes und kann nur im Rahmen dessen als Ganzes verstanden werden. Wer das nicht in Betrachtung zieht, wird nur die Hälfte der Geschichte begreifen. Daher muss die enge Beziehung zwischen Wundts Philosophie und seiner Psychologie in Zukunft stärker hervorgehoben werden.

Wie sieht es nun mit Wundts Aktualität aus? Wenn man die heutige Situation der Psychologie betrachtet, fällt ihre enorme theoretische Dispersion und ihre problematische philosophische Begründung auf. Viele Psychologen, stolz auf die institutionelle und intellektuelle Autonomie ihrer Disziplin, halten die Philosophie für Vergangenheit und jede philosophische Diskussion als Zeitverschwendung. Folglich bleiben die empirischen Forschungsdaten in vielen Fällen ohne eine genügende theoretische Integration oder es werden naive, unreflektierte philosophische Ideen vorgetragen, die schon vor 200 Jahren widergelegt wurden.

Wundts Denken ist daher insofern aktuell, als er gegen alle diese Probleme gekämpft hat. In seiner Schrift „Die Psychologie im Kampf ums Dasein“ (Wundt, 1913) warnte er vor den negativen Wirkungen einer Trennung zwischen Philosophie und Psychologie. Nur mit einer soliden philosophischen Begründung ihrer Prinzipien und Begriffe sei es der Psychologie möglich, Widersprüche und theoretische Naivität zu vermeiden.

Es bleibt dann die Frage nach der Zukunft der Wundt-Forschung. Wir sollen zuerst erwarten, dass sein Leben und Werk besser verstanden wird, um angemessener beurteilt werden zu können. Auch sollten die Psychologen bei all ihren professionellen Aktivitäten diejenigen nicht vergessen, die solche Aktivitäten direkt oder indirekt erst ermöglicht haben. In diesem Sinne wird uns Wundt noch lange als Anlass für unsere Reflektion dienen können.

Saulo de Freitas Araujo

Literatur:

Saulo de Freitas Araujo: Wie aktuell ist Wilhelm Wundts Stellung zum Leib-Seele-Problem? Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde. 2006. In 12: 199-208

Saulo de Freitas Araujo: Wilhelm Wundt als Assistent von Hermann v. Helmholtz an der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg: Berichtigende Bemerkungen. In: Regine Pfrepper (Hrg.) Medizin-, Pharmazie- und Wissenschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Festschrift für Ingrid Kästner zum 65. Geburtstag. Aachen 2007 (S. 185-193).

Alfred Arnold: Wilhelm Wundt – Sein philosophisches System. Berlin 1980.

Gerd Jüttemann (Hg.): Wilhelm Wundts anderes Erbe. Göttingen 2006.

Georg Lamberti: Wilhelm Maximilian Wundt (1832-1920). Bonn 1995.

Wolfram Meischner und Erhard Eschler: Wilhelm Wundt. Leipzig 1979.

Wilhelm Wundt: Grundzüge der physiologischen Psychologie. 6. Aufl. Leipzig 1908/1911.

Wilhelm Wundt: Die Psychologie im Kampf ums Dasein. Leipzig 1913.

Wilhelm Wundt: Sinnliche und übersinnliche Welt. Leipzig 1914.

Wilhelm Wundt: Erlebtes und Erkanntes. Stuttgart 1920.

Georg-Siegfried Schmutzler

Zum 50. Jahrestag des Prozesses gegen den Leipziger
Studentenpfarrer vom 25. bis 28. November 2007



Der frühere Leipziger Studentenpfarrer und spätere Experte der sächsischen Landeskirche für theologisch-pädagogische Fragen, geboren 1915, ist auf eine doppelte Weise eng mit der Leipziger Universität verbunden.

Zum einen hat Georg-Siegfried Schmutzler an ihr von 1933 an studiert, und zwar zunächst Pädagogik und Philosophie. Dabei ist er insbesondere von Theodor Litt geprägt worden, der später heimlicher Doktorvater seiner Dissertation über die Erziehungstheorie Schleiermachers wurde. Über ihn schreibt Schmutzler: „Litt lieferte mir und meiner Generation das philosophisch-pädagogische Rüstzeug zum geistigen Widerstand gegenüber den Zumutungen der NS-Ideologie und ihres Wahrheitsanspruches wie auch gegenüber der Ideologie, mit der wir es im östlichen Nachkriegsdeutschland zu tun hatten.“ Nach den Kriegserfahrungen schrieb er sich 1946 als Dr. phil. erneut als Student an der Theologischen Fakultät ein, wo er zugleich als Assistent von Prof. Sommerlath am Institut für Systematische Theologie tätig war. Sein theologisches Examen legte er 1951 ab.

Zum anderen wurde Schmutzler nach kurzen Tätigkeiten als Gemeindepfarrer in Panitzsch und Studieninspektor (Dozent) am Predigerseminar Lückendorf (Institut zur Vikarsausbildung) 1954 zum evangelischen Studentenpfarrer gewählt. Zur Leipziger Studentengemeinde hatte er schon als Student vor und nach dem Krieg engen Kontakt gehalten. Nun war er ihr Pfarrer. 500 bis 600 Studierende nahmen damals aktiv an den verschiedenen Veranstaltungen und Gottesdiensten teil. Schmutzler legte Wert auf eine biblische und christologische Zentrierung aller Arbeit – aber in lebendiger Kommunikation zu den betroffenen Studentinnen und Studenten und in wacher Wahrnehmung der politischen Ereignisse der Zeit.

1956, auf dem Hintergrund des Aufstandes in Ungarn und einer weiteren Welle der Entdemokratisierung an der Universität, die bei einzelnen Dozenten und vielen Studenten nicht unwidersprochen blieb, geriet der kritische Studentenpfarrer ins Visier der Stasi und wurde von ihr zum „Sündenbock“ gestempelt. Am 5. April 1957 verhaftete man ihn und brachte ihn in die Stasi-Untersuchungshaft in der Leipziger Beethovenstraße, einem Gebäudekomplex, dem damals mit der Theologischen Fakultät und vielen weiteren geisteswissenschaftlichen Instituten, die im Peterssteinweg ihren Eingang hatten, universitäre Einrichtungen dicht gegenüberlagen. Zu den bewegendsten Schilderungen aus seinem Lebens- und Haftbericht zählt für mich, wie er kurze Zeit nach seiner Einlieferung in die U-Haft ein akustisches Zeichen der Solidarität empfängt: „An dem Abend, als ich dem Arzt vorgestellt wurde, hatte ich noch ein besonderes Erlebnis. Ich hatte meine Schnitten hinuntergewürgt, und das graue Elend der düsteren Zelle mit den dicken Wänden und dem erbärmlichen Licht (15-Watt Birne hoch oben) wollte mich gerade überfallen. Da, ich traue meinen Ohren nicht, das sind doch Posaunen! Und wie nahe! Es klingt ja geradezu, als bliesen sie innen im Hause. Deutlich höre ich den Passionschoral: ‚Herzliebster Jesu, was hast du verbro-

chen, dass man ein solch hart Urteil hat gesprochen? Was ist der Grund, in was für Missetaten bist du geraten?’ Strophe um Strophe. Kein Lied hätte besser in die Situation gepasst. Plötzlich weiß ich, wer da bläst und wo es ist: Das sind meine Studenten mit ihren Posaunen! Sie grüßen ihren gefangenen Pfarrer! Und sie haben es sich überlegt, wie das am besten zu machen sei. Sicher blasen sie in einem der Räume der Theologischen Fakultät, die keine fünfzig Meter von hier im rechten Winkel zum U-Gefängnis des MfS sich befindet, und zwar bei geöffnetem Fenster, sonst könnte man es nicht so laut und deutlich hören. Ich bin überwältigt und gehe augenblicklich auf die Knie in Dankbarkeit für dieses mutige Zeichen der Treue und der Verbundenheit im Glauben.“ Vom 25. bis zum 28. November 1957 dauerte der „öffentliche“ Prozess vor einem ausgesuchten Publikum gegen Schmutzler wegen des Vorwurfs der „Boykotthetze“, an dessen Ende er zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde.

Am 16. Dezember wird Schmutzler in die Vollzugsanstalt Torgau verlegt. Für ein Jahr lang hält man ihn dort streng isoliert. Er schreibt darüber: „Zu untätiger Einzelhaft verurteilt zu sein, das ist in der Tat die schlimmste Strafe, die einem Menschen widerfahren kann. Man tut das, um einen Menschen innerlich zu zerbrechen [...] Aber untätige Einzelhaft ist wie eine Vivisektion, ein langsames Zerschneiden und Zerdrücken der Menschlichkeit des Menschen.“ Später wird er in Mehrpersonen-Zellen verlegt. Arbeiten darf er erst wenige Wochen vor seiner Entlassung. Diese erfolgt – nachdem er zunächst nicht von der Amnestie anlässlich der Wahl Ulbrichts zum Staatsratsvorsitzenden berücksichtigt worden war – endlich am 18. Februar 1961, vermutlich nach einer Erklärung der noch gesamtdeutschen EKD-Synode zu seinen Gunsten und weiterer Interventionen für seine Freilassung.

Die langen und harten Jahre der Haft hatten Schmutzler nicht zerbrochen. Vielleicht hatten sie ihn härter gegen sich selbst und gelegentlich auch gegen andere gemacht. Es war ihm aber möglich, bald nach seiner Freilassung die landeskirchliche Pfarrstelle eines theologisch-pädagogischen Fachberaters zu übernehmen, die er künftig mit großem Einsatz und hoher Kompetenz ausfüllte. Dabei war ihm die katechetische Ausbildung aller künftigen Pfarrerrinnen und Pfarrer der Landeskirche während ihres Vikariats übertragen worden. Außerdem hatte er konzeptionell die gemeindepädagogische Entwicklung in der sächsischen Landeskirche zu verantworten und Arbeitsgruppen zu initiieren, die Lehrpläne und Unterrichtsentwürfe, Modelle für Familiengottesdienste und vieles andere mehr zu erstellen hatten. Zugleich war er als nebenamtlicher Dozent für Katechetik am Theologischen Seminar Leipzig tätig, einer Kirchlichen Hochschule, an der u.a. auch junge Menschen Theologie studieren konnten, die aus politischen Grün-

den kein Abitur hatten machen können und die in einer Vorstudienzeit sich zum Studium qualifizieren konnten. Hier beteiligte er sich auch maßgeblich an einem einmaligen Sonderstudiengang zur Ausbildung von akademisch qualifizierten Katecheten für künftige theologisch-pädagogische Leitungstätigkeiten in den Kirchen.

Nach der Gründung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR übernahm Schmutzler in dessen Strukturen ebenfalls maßgebliche Funktionen. Er sorgte mit anderen Verantwortlichen dafür, dass die Gemeindepädagogik noch stärker als wissenschaftliches Fach verstanden wurde und wenigstens im Rahmen kirchlicher Ausbildungsstätten an Gewicht gewann, zumal an einen schulischen Religionsunterricht in der DDR nicht zu denken war. Er beteiligte sich rege an Weiterbildungsprojekten für künftige gemeindepädagogische Leitungspersönlichkeiten und am Fachgespräch mit den führenden Religionspädagogen Westdeutschlands, für das der Kirchenbund am Dienstsitz Ostberlin eine gute Plattform bot. Nachdem er sich längere Zeit hindurch engagiert für einen „exemplarischen biblischen Unterricht“ stark gemacht hatte, u.a. durch viele Unterrichtsentwürfe (ein Konzept, das bestimmte historisch-kritische Einsichten der Exegese und eine bewusste hermeneutische Arbeit religionspädagogisch zu integrieren suchte), vertrat er später ebenfalls die neue thematisch-problemorientierte Didaktik, die die jeweilige Lebenswelt der Heranwachsenden stärker zu thematisieren und in den Dialog mit biblischen Texten zu stellen suchte und die in den DDR-Kirchen neue Rahmenpläne und neue Unterrichtsentwürfe erforderlich machte.

Wie breit und auf wissenschaftliches Niveau bedacht Schmutzler arbeitete, zeigt sich nicht zuletzt an seinen Aufsätzen, von denen viele im einzigen religionspädagogischen Organ der DDR, der Zeitschrift „Die Christenlehre“, erschienen, aber auch an seinen zahlreichen und meist umfangreichen Unterrichtsentwürfen, von denen viele nur hektographiert („Nur zum innerkirchlichen Dienstgebrauch!“) publiziert werden konnten. Ein Unterrichtsentwurf über den indischen Politiker und Religionsphilosophen Gandhi beispielsweise füllte 51, ein anderer zum Thema „Gott gibt Freiheit“ gar 61 eng bedruckte Din-A-4-Schreibmaschinenseiten. Es ist klar, dass solch umfangreiche Praxishilfen von Seiten der Nutzer, also vor allem Gemeindepädagoginnen und Pfarrer, nicht nur auf Zustimmung stießen, weil sie sich einer schnellen Praxisvorbereitung entzogen. Aber Schmutzler ging es darum, gerade in einem Staat, der alle offiziellen Publikationen ideologisch steuerte und zensierte, wenigstens den kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein breites und gut reflektiertes Wissensangebot zu verschaffen.

Schmutzler trat 1981 in den Ruhestand und zog nach Westberlin. Er hat bald nach der Wende ein Rehabilitationsverfahren angestrengt, das am 9. Juli 1991 zu seinen Gunsten entschieden wurde. Er starb im Alter von 88 Jahren am 11. Oktober 2003 in Berlin.

Pfarrer Dr. Schmutzler war ein kluger Pädagoge mit breiten Kenntnissen in Pädagogik, Philosophie und Psychologie und viel praktischer Erfahrung aus Schule und Kirche. Er war ein persönlich-spirituell in Bibel und Gebet verankerter Theologe, der wesentliche Prägungen von lutherischem Denken und aus der dialektischen Theologie Karl Barths empfangen hatte. Neben Litts Pädagogik hat ihn diese Theologie in die Lage versetzt, seine Wirklichkeit kritisch wahrzunehmen und faulen Kompromissen zu widerstehen und sie hat ihn nicht daran gehindert, einen echten partnerschaftlichen Dialog mit den Sozialwissenschaften zu suchen. Und er war ein mutiger Studentenpfarrer, der an der Seite seiner Studentinnen und Studenten stand, als Wissenschaft und Demokratie durch marxistische Ideologisierung und staatliche Unterdrückung gefährdet waren. Ich bin der Stadt Leipzig dafür dankbar, dass sie ihm 1997 die „Ehrenmedaille der Stadt Leipzig“ verliehen und, dass sie 2004 beschlossen hat, eine neue Straße in Leipzig-Gohlis nach ihm zu benennen. Leider haben es die Erziehungswissenschaftliche und die Theologische Fakultät versäumt, nach der Wende und nach der demokratischen Erneuerung der Universität diese herausragende Persönlichkeit in ihrer Weise angemessen zu ehren.

Wolfgang Ratzmann

Literatur:

Georg-Siegfried Schmutzler: Gegen den Strom. Erlebtes aus Leipzig unter Hitler und der Stasi. Göttingen 1992.

Georg-Siegfried Schmutzler: Gemeindepädagogik in Aktion. Von der Mauer bis zur Wende (Unio und Confessio Bd. 18). Bielefeld 1994.

Georg-Siegfried Schmutzler: Vom Religionsunterricht zur kirchlichen Arbeit mit Kindern und Konfirmanden. In: Der Evangelische Erzieher 27. 1975, S. 398-414.

Georg-Siegfried Schmutzler: Zur Frage einer Didaktik der kirchlichen Arbeit mit Kindern, Konfirmanden und Jugendlichen. In: Die Christenlehre 30. 1977, S. 336-341.

Werner Heisenberg

Zum 75jährigen Jubiläum der Übergabe des Nobelpreises
am 10. Dezember 2007



Mit 26 Jahren wurde der Physiker Werner Heisenberg (1901-1976) ordentlicher Professor in Leipzig, mit 29 Jahren zum ordentlichen Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften gewählt und mit 32 Jahren erhielt er für seine bahnbrechenden Arbeiten zur Quantenphysik den Nobelpreis verliehen.

Aber private Kümmernisse und der politische Druck des NS-Regimes veranlassten Werner Heisenberg 1936 zu dem Ausspruch an die Mutter: „Ich muss viel Glück haben, wenn aus meinem Leben noch etwas werden soll.“

Am 9. November 1933 erhielt Heisenberg an seine Arbeitsstelle, an das Institut für theoretische Physik der Universität Leipzig, ein Telegramm mit folgendem Wortlaut: „Beehre mich Ihnen mitzuteilen, dass die Königl. Schwedische Akademie der Wissenschaften beschlossen hat, Ihnen den Nobelpreis für Physik 1932 zuzuerkennen.“ Seit 1930 hatte das Nobelkomitee für Physik keinen Preis mehr verliehen und zuvor waren es seit 1922 stets experimentelle Leistungen, die ausgezeichnet wurden. Jahre zuvor hatten Albert Einstein und Niels Bohr für ihre überragenden theoretischen Leistungen die Nobel-Preise für Physik erhalten.

„Vor allem war Werner Heisenberg“, wie sein Biograph Helmut Rechenberg schreibt, „im Sommer 1925 der Durchbruch zur Quantenmechanik gelungen, die dann von Max Born (1882-1970), Pascual Jordan (1902-1980) und ihm selbst in Göttingen sowie Paul Dirac (1902-1984) in Cambridge mathematisch formuliert wurde.“ Bereits im Januar 1926 hat davon unabhängig Erwin Schrödinger (1887-1961) eine eigene Theorie formuliert, die Wellenmechanik, „die sich noch effektiver auf atomare Probleme anwenden ließ.“ (Rechenberg, S. 126) Es war kein Zufall, dass das Nobelpreiskomitee auf die Protagonisten der modernen Atomtheorie aufmerksam wurde. Heisenberg gelang der Durchbruch zur Formulierung der Quantenmechanik, an die der Engländer Paul Dirac vielfach anknüpfte. „Professor Heisenberg hat den Preis vor mir verdient“, bekennt Dirac in einem Interview mit der Neuen Leipziger Zeitung vom 11. November 1933. „Ich bin ganz besonders froh darüber, dass er den Preis für 1932 bekommen hat. Ich folgte seinen Spuren, und ohne seine Vorarbeit wäre meine Arbeit nicht möglich gewesen, und ich hätte den Preis nicht bekommen.“ Heisenberg erhielt den Nobelpreis 1932 für die Aufstellung der Quantenmechanik und ihrer Anwendung. Dirac und Schrödinger bekamen 1933 gemeinsam den Nobelpreis für „die Entdeckung neuer und nützlicher Formen der Atomtheorie“.

Die Freude über die hohe Auszeichnung für Werner Heisenberg war in Leipzig besonders groß. So brachten ihm die studentischen Bewohner des Erich-Bethe-Hauses am Bozener Weg (heute Lichtenbergweg) unmittelbar gegenüber seinem Wohnhaus, in mitternächtlicher Stunde spontan einen Fackelzug dar. Zahlreiche Freunde und Zeitgenossen gratulierten, so der Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler: „Die Ehrung gilt auch dem leuchtenden Namen unserer Universität, und die Ehrung der Universität ist die Ehre der Stadt.“ Die Philosophische Fakultät der Universität gratulierten ebenso wie die mathematisch-physische Klasse

der Sächsischen Akademie der Wissenschaften durch ihre Vertreter, den Althistoriker Helmut Berve (1896-1979) und den physikalischen Chemiker Max Le Blanc (1865-1943). Besonders erfreut mag Heisenberg über den schriftlichen Glückwunsch einiger seiner Schüler gewesen sein:

Café Felsche, den 10.XI.1933

Ich hab mein' Kopf bei Heisenberg verloren,
Als in der Quanten dunklen Nacht
Versenkt ich war bis über beide Ohren.
Ich hätt' mich beinah' umgebracht.

Ein Lichtquant ist zu mir gekommen
Und hat mir alles klargemacht.
Die Kunde habe ich vernommen:
Jetzt hat man Dir den Nobelpreis gebracht.

Die ordentliche Mitgliederversammlung des
Seminars für theoretische Physik A.G.

Ramesh Majumdar	Kwai Umeda
Kanetaka Ariyama	Wolfgang Kroll
Şerban Țițeica	Heimo Dolch
Alfred Recknagel.	

Es gab aber auch andere Stimmen. Am 11. November 1933 demonstrierten Tausende unter der Schirmherrschaft des NS-Lehrerbundes für den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund. Heisenberg nahm daran nicht teil. Außerdem verweigerte er seine Unterschrift zu einem „Bekenntnis der deutschen Professoren für Adolf Hitler“; ein geplanter Boykott von Heisenbergs Vorlesungen durch die NS-Studentenschaft scheiterte noch an den überwältigenden Sympathieundgebungen der Mehrheit der Leipziger Studentenschaft. Kaum dreieinhalb Jahre später wird die Auszeichnung ins Gegenteil pervertiert. „1933 erhielt Heisenberg den Nobelpreis zugleich mit den Einstein-Jüngern Schrödinger und Dirac – eine Demonstration des jüdisch beeinflussten Nobel-Komitees gegen das nationalsozialistisch gesinnte Deutschland“, schreiben „Deutsche Physiker“ im „Schwarzen Korps“, der Zeitschrift der SS, „Heisenberg ist nur ein Beispiel für manche andere. Sie allesamt sind Stadthalter des Judentums im deutschen Geistesleben, die ebenso verschwinden müssen wie die Juden selbst“. Es sind Freunde und Kollegen, die zu ihm stehen und Ärgeres verhindern. Die Sächsische Akademie

der Wissenschaften zu Leipzig setzte am 8. November 1937 ein Zeichen und wählte Heisenberg demonstrativ zum stellvertretenden Sekretär ihrer mathematisch-physischen Klasse.

Schon 1933, nur wenige Tage nach der Veröffentlichung durch das Nobelpreis-Komitee, bekam Heisenberg öffentliche Rückendeckung durch die Sächsische Akademie der Wissenschaften und ihrem vorsitzenden Sekretär, den späteren Präsidenten Theodor Frings (1886-1968). Zur öffentlichen Herbstsitzung der Akademie am 18. November 1933 beglückwünschte Frings den jungen Physiker: „Als Sekretär der philologisch-historischen Klasse darf ich der mathematisch-physischen Klasse unsere Freude darüber äußern, dass sie die Bedeutung Werner Heisenbergs früh erkannt und ihn bereits im Alter von 29 Jahren in die Akademie aufgenommen hat.“ Dann spricht er Heisenberg unmittelbar an und würdigt dessen öffentlichen Vortrag vom 19. November 1932: „Sie gingen mit uns den verwickelten Weg der physikalischen Naturerklärung seit den griechischen Philosophen, und Sie führten uns in einfacher und klarer Rede von den griechischen Denkern, von Empedokles, Leukipp und Demokrit bis zu dem, den ihre Bescheidenheit nicht nannte – bis zu Werner Heisenberg.“

Am 10. Dezember 1933 erhielt Heisenberg in Stockholm aus den Händen des Schwedischen Königs Gustav V. den Nobelpreis für Physik für das Jahr 1932. An der Preisverleihung nahm auch seine Mutter teil. Es war einer der großen Höhepunkte in seinem Leben.

Gerald Wiemers

Literatur:

Helmut Rechenberg: Gratulationen zum 1933 an Heisenberg verliehenen Nobelpreis für Physik 1932, ausgewählt und eingeleitet von H.R., in: Werner Heisenberg 1901-1976. Beiträge, Berichte, Briefe. Festschrift zu seinem 100.Geburtstag. Hrsg. v. Christian Kleint, Helmut Rechenberg und Gerald Wiemers. Wiss. Redaktion Jens Blecher. Stuttgart u. Leipzig 2005. S. 126-141.

Ulrich von Hutten

Zu seiner Immatrikulation vor 500 Jahren



Ulrich von Hutten gehörte zu den prominenten Vertretern des Renaissancehumanismus in Deutschland. Mit modernen Argumenten und vermittels vielfältiger, hauptsächlich antiker literarischer Genres unterstützte er nachhaltig die Forderungen nach geistiger Freiheit, nationalem Selbstbewusstsein, einer starken politischen Zentralgewalt und einer Reform der Kirche.

Anno 1507 fügte es sich, dass an der Universität Leipzig für das Wintersemester drei Männer immatrikuliert wurden, deren jeder auf eigene Weise und nachhaltig zumindest der Förderung wissenschaftlicher Studien sowie einer zukunftssträchtigen Entwicklung des geistigen Lebens in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gedient hat. Der älteste unter ihnen war der klassische Philologe und Poeta laureatus Johannes Rhagius Aesticampianus (um 1457-1520). Er kam von der neugegründeten Viadrina, begleitet von seinem Schüler, dem Bakkalaureus Ulrich von Hutten. Der jüngste von ihnen, als Student der Artistenfakultät inskribiert, hieß Caspar Borner (1492-1547). Er wiederum sollte, als Rhagius 1511 von der hiesigen Universitas auf zehn Jahre relegiert wurde, gemeinsam mit ihm nach Italien ziehen. Rhagius erwarb sich um die Förderung der Philologie sowie um die Lehre namentlich an der Universität Wittenberg Verdienste. Caspar Borner ragte durch seine breite Gelehrsamkeit hervor und erlangte bleibende Hochachtung als Reformator der Leipziger Universität. Er starb am 2. Mai vor 460 Jahren.

Ulrich von Hutten ist von ihnen gewiss die bekannteste Persönlichkeit. Während seines kurzen, von Unstetigkeit und Unrast erfüllten Lebens trat er, selbst humanistisch gebildet, temperamentvoll für die Verbreitung dieser Studien und für Gedankenfreiheit ein. Darüber hinaus wandte er sich gegen Fürstenwillkür sowie Entartungserscheinungen in der römischen Kirche und bekannte sich zu Luthers Reformation; all dies gestützt auf das geschriebene Wort, auf vielfältige Mittel der literarischen Gestaltung, die er sicher beherrschte sowie im Vertrauen auf die Mitwirkung bedeutender Gelehrter, nicht selten ungestüm und oft eifernd gegen all jene, die sich seinen Zielen widersetzten oder auch nur versagten.

Geboren wurde Ulrich von Hutten am 21. April 1488 als Sohn eines Reichsritters auf der Burg Steckelberg nahe Schlüchtern. Wegen seiner grazilen Konstitution bestimmten ihn seine Eltern für eine geistliche Laufbahn und vertrauten ihn 1499 dem Benediktinerkloster Fulda an. Im Rahmen seiner Unterweisung absolvierte er wohl ab 1503 ein zweijähriges Studium an der Erfurter Universität. Angeregt durch den Poeten und Gelehrten Johannes Crotus Rubeanus machte er sich dabei eingehender mit den Grundlagen der studia humanitatis vertraut. Zu diesen gehörte die aktive Beherrschung der lateinischen, möglichst auch der altgriechischen Sprache gemäss den klassischen Regeln, das Vermögen, nach dem Vorbild antiker Autoren und den Gesetzen der Rhetorik die Gedanken in logischer Ordnung, sprachlicher Klarheit und auf ansprechende Weise darzulegen. Hinzu kam die Befähigung, sich in der Art der Alten auch poetisch zu artikulieren. Das wichtigste Fundament dafür bildeten möglichst umfassende Kenntnisse der antiken Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaften, Dichtung und Prosa.

Nach Ablauf der Frist kehrte Hutten jedoch nicht nach Fulda zurück. Er setzte vielmehr während der nächsten sechs Jahre an wesentlich verschiedenen deutschen Universitäten sein Studium fort: In Mainz (1505), Köln (1505/06) und Frankfurt an der Oder (1506/07), wo er mit dem Bakkalaureat eine begrenzte universitäre Lehrbefugnis erlangte; danach in Leipzig (WS 1507) – wo er lehrte und erste Vorarbeiten für spätere Veröffentlichungen entstanden; in Greifswald (1509) – dort war er plötzlich mittellos erschienen, von dem Bürgermeister Wedig und dessen Sohn Henning Lötze gastlich aufgenommen und mit dem Nötigsten versehen worden; doch als er sich, offenbar durch Meinungsverschiedenheiten bewogen, auf den Weg nach Rostock begeben hatte, ließen diese ihn von ihren Knechten brutal seiner letzten Habe berauben; in Rostock (1509) – dort drängte ihn sein ritterliches Ethos, die erlittene Schmach unverzüglich zu rächen, nach Humanistenart freilich und mit der Feder. Zwei Bücher Elegien („Querelae in Lossios“, erschienen 1510) prangerten die Verworfenheit der Lötze und ihre Schandtät eindrucklich an, wobei Hutten sich selbst in durchaus heroisierenden Farben darstellte. In dem letzten Gedicht der Sammlung („Ad poetas Germanos“) sandte er seine Muse mit Grüßen an die deutschen Dichter-Gelehrten in den bedeutenden Städten des Reiches von Rostock bis Tübingen, wobei er in Leipzig seine einstigen Lehrer Johannes Rhagius und Hieronymus Emser lobend erwähnte. So stellte er den Lesern, namentlich aber den Lötzen eine lange Schar der ihm Gleichgesinnten vor Augen und vermittelte überdies einen Eindruck von der beginnenden Ausbreitung des Renaissancehumanismus in Deutschland.

Wenig später gab Hutten seine „Verskunst“ („Ars versificatoria“) zum Druck. Im Unterschied zu beinahe allen frühneuzeitlichen Verfassern derartiger Dichtungslehren wählte er statt der Prosa die metrische Form, den in der Lehrdichtung seit der Antike gebräuchlichen Hexameter. Anders auch als die ihm vorliegenden, möglichst viele Details erfassenden Opera eines Wipheling oder Bebel führte Hutten in übersichtlicher Gliederung und knapper, klarer Darstellung die wichtigsten Grundsätze der lateinischen Poetik aus. Das kurze, nur wenige Seiten füllende Werk, im Unterricht leicht handhabbar und dank der metrischen Form recht einprägsam, kam 1511 in Leipzig heraus und erfuhr mit zahlreichen Nachdrucken jahrzehntelang eine breite Rezeption.

Neue, prägende Impulse scheint Huttens Weltsicht 1511 bei seinem Aufenthalt in Wien empfangen zu haben. Sein Interesse richtete sich hinfort stärker auf die politischen Verhältnisse und Ereignisse im Reich, seine Sympathie, standesgemäß geprägt, wandte sich der Person und Politik Kaiser Maximilians I. zu. Aber auch in der Kaiserstadt und in der Gastfreundschaft des gelehrten Joachim Vadianus hielt es ihn nicht lange. 1512 bis 1514 studierte er in Pavia und Bologna

die Rechte, daneben die griechische Sprache. In den Kämpfen des Kaisers gegen die Venezianer musste er wiederholt die Kriegsgräuere persönlich erfahren. Ihren poetischen Ausdruck fanden die Erlebnisse und seine Gesinnung in einem Buch Epigramme an Kaiser Maximilian („Ad Caesarem Maximilianum Epigrammatum Liber unus“). Die Verse dienten dem Ruhme des Herrschers, riefen ihn zwecks Sicherung und Erweiterung der Reichsgrenzen zu entschlossenem Handeln auf und schmähten dessen Gegner, auch den Papst. Zugleich zeigten sie Huttens Dichtkunst auf ihrem künstlerischen Höhepunkt.

Nach Deutschland zurückgekehrt, warf er sich sogleich in eine Fehde, mit welcher die Sippe der Hutten einen heimtückischen Mord, den der Württemberger Herzog Ulrich an einem der Ihren verübt hatte, zu rächen suchte. Neben einigen lateinischen Invektiven gegen den Fürsten bestand Huttens Beitrag vor allem in dem literarischen Dialog „Phalarismus“: Antike Motive mit den Mitteln der literarischen Satire zielgerichtet verbindend, prangerte jener darin tyrannische Willkür auf das schneidigste an und bewies einmal mehr, wie Stoffe des griechisch-römischen Altertums für Bestrebungen und Kontroversen der Gegenwart nutzbar gemacht werden konnten.

Der zweite Italienaufenthalt (1515-1517) diente Hutten zur Fortführung seiner Studien. In diese Zeit fiel ein Waffengang, bei welchem der Ritter einen Gegner tödlich traf, ein Vorfall, den er wiederholt und unter verschiedenen Aspekten dargestellt hat. Durch den sogenannten Reuchlinstreit in Deutschland und seine eigene Begegnung mit Entartungserscheinungen unter der römischen Geistlichkeit verschärfte sich damals Huttens kritische Haltung gegenüber der Kurie bis zu einer entschiedenen Kampfansage gegen das Papsttum: Als in Deutschland der zum Christentum konvertierte Jude Johann Pfefferkorn im Dienste der Kölner Dominikaner die Verbrennung allen jüdischen Schrifttums mit Ausnahme der alttestamentlichen Texte forderte, verwarf der Jurist und Hebraist Johannes Reuchlin in einem Rechtsgutachten vom Jahre 1510 dieses Ansinnen als durchweg unrechtmäßig. Die Gegenseite reagierte mit heftigen Angriffen. Da erschienen 1515 anonym die „Epistolae obscurorum virorum“, ein Werk hauptsächlich des Humanisten Crotus Rubeanus. Es enthielt fiktive lateinische Briefe und zielte auf eine satirische Selbstentlarvung der Kölner Theologen hin. Den ersten Brief hatte Hutten beigesteuert, die Handlung übrigens in Leipzig lokalisiert. Später schrieb er in Italien als Hauptautor neben Hermann von dem Busche einen zweiten Teil und gab ihn 1517 in Köln heraus. In Form einer mimischen Satire lasteten die „Dunkelmännerbriefe“ Reuchlins Gegnern Engstirnigkeit, Glaubensfanatismus, Dogmatismus und eine ihrem geistlichen Stande unangemessene Lebensführung an, zudem verurteilten sie die Politik der römischen Kurie. Ihre

literaturgeschichtliche Bedeutung, zu der es auch gehört, dass die Sprache als satirisches Mittel genutzt wurde, ist wiederholt hoch gewürdigt worden, sie gelten als bedeutendste Satire des deutschen Renaissance-Humanismus.

Die römische Kirche leitete ihren Suprematsanspruch gegenüber der weltlichen Macht von einer Urkunde her, der zufolge Kaiser Konstantin im 4. Jahrhundert die Herrschaft über das Weströmische Reich dem Papst übertragen hatte. Um 1440 wies der italienische Gelehrte Laurentius Valla mit philologischer Akribie das Dokument als eine frühmittelalterliche Fälschung aus. Seine Abhandlung, die in Italien als Manuskript kursierte, ließ Hutten kopieren und in Deutschland drucken. 1520 erschien sie in Mainz, versehen mit einer Widmung an Papst Leo X. Sie trug dazu bei, die weltlichen Herrschaftsansprüche der Kirche zu widerlegen und zurückzuweisen. Beide Veröffentlichungen beförderten die humanistischen Bemühungen und reformatorischen Bestrebungen in Deutschland.

1517 krönte Kaiser Maximilian Hutten in Augsburg zum Poeta laureatus. Geburts- und Geistesadel waren nun erstmals in Deutschland in seiner Person vereint, und so zeigen ihn zeitgenössische Holzschnitte ritterlich gerüstet und geschmückt mit dem Dichterlorbeer. Während der folgenden beiden Jahre stand Hutten im Dienste des Erzbischofs von Mainz, der ihm hinlänglich Muße für literarische Arbeiten gewährte. In einem Brief vom 25. Oktober 1518 an den Nürnberger Patrizier Willibald Pirckheimer legte der Dreißigjährige Rechenschaft über sein Leben. Er verglich die feudalherrliche und städtebürgerliche Lebensform und bekannte sich zu dem Ziel, unter seinen Standesgenossen den Wissenschaften zu der gebührenden höheren Wertschätzung zu verhelfen. Seine Ausführungen gipfelten in dem Satz: „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Lust zu leben, wenn man sich auch noch nicht ausruhen darf, mein Willibald!“

Fortan nutzte Hutten die genreimmanenten Möglichkeiten des literarischen Dialogs zur Parteinahme in den öffentlichen Kontroversen. Die Forderungen nach einer Reichsreform und Stärkung der politischen Zentralgewalt dominierten dabei gleichermaßen wie die Polemik gegen die römische Kirche. Der Dialog „Arminius“ (1529 postum erschienen) pries Hermann den Cherusker als Befreier des Vaterlandes und begründete später dessen poetische Verehrung. Zu Luthers reformatorischen Positionen bekannte er sich zunehmend klarer, und mit dem „Vadiscus“ (1520) gab er der Romkritik eine eindringliche literarische Gestaltung.

Früh schon, möglicherweise während seines Leipziger Aufenthaltes, hatte Hutten sich mit der seinerzeit grassierenden Syphilis infiziert und unterzog sich hinfort, zwischen Hoffen und Verzweiflung schwankend und letztlich erfolg-

los, verschiedenen Therapien. Eine neuartige, die auf dem aus der Karibik importierten Guajakholz als Heilmittel basierte und ihm wohl einige Linderung gebracht hatte, beschrieb er minutiös aus eigenem Erleben. Gegenüber einer konservativen medizinischen Theorie erhob er dabei die praktische Erfahrung zum entscheidenden Faktor. Die Abhandlung „Von der wunderbaren Heilkraft des Guajakholzes und die Heilung der Franzosenkrankheit“ kam zuerst 1519 heraus, wurde bald ins Deutsche übersetzt und sollte eine von Huttens erfolgreichsten Arbeiten werden. Um seinen politischen Vorstellungen eine breitere Aufnahme und stärkere Wirkung zu eröffnen, hatte er um diese Zeit begonnen, sich in seinen literarischen Arbeiten der deutschen Sprache zu bedienen, auch einige seiner lateinischen Texte zu übersetzen: „Latein ich vor geschrieben hab, / das was eim yeden nit bekandt. / Yetzt schrey ich an das vatterlandt / Teütsch nation in irer sprach.“ Der Eindringlichkeit seiner Darlegungen kam es zugute, dass er gleich dem Lateinischen das Deutsche souverän gebrauchte. Als der mit ihm befreundete Reichsritter Franz von Sickingen, auf dessen Burg Ulrich von Hutten inzwischen lebte, 1522 zu Felde zog, um das Erzbistum Trier zu säkularisieren, unterstützte Hutten ihn. Doch der Aufstand schlug fehl, Sickingen fiel, Hutten musste fliehen, in Basel verhielt sich der von ihm verehrte Erasmus von Rotterdam strikt abweisend, schließlich gewährte ihm der Schweizer Reformator Huldrych Zwingli Gastrecht auf der Insel Ufenau im Zürichsee. Dort starb Hutten am 29. August 1523.

Rainer Kößling

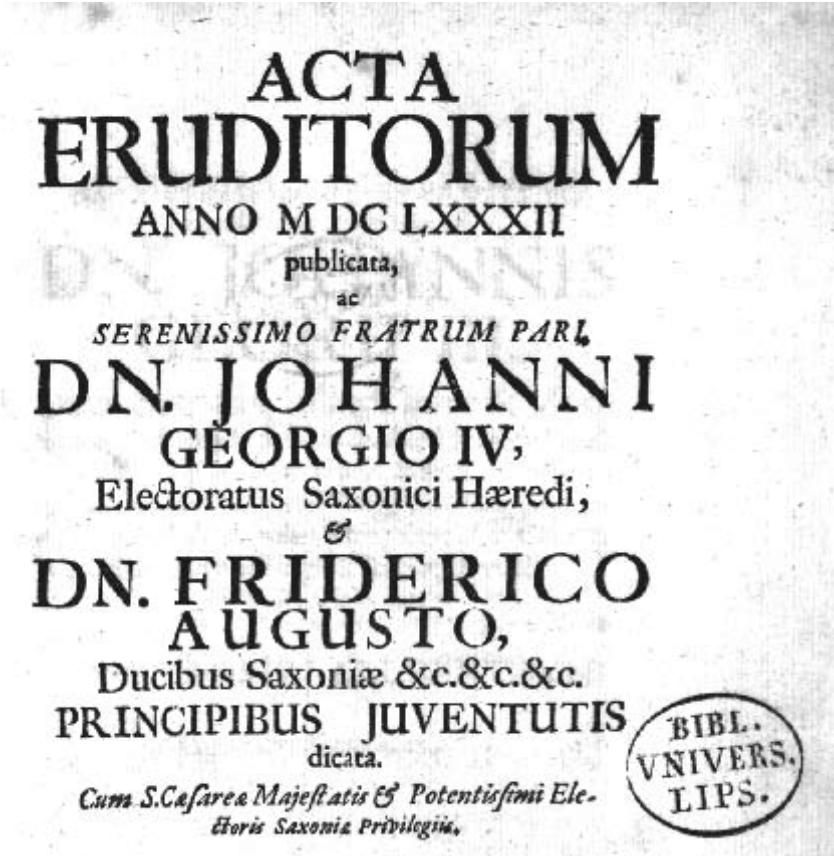
Literatur:

Eckhard Bernstein: Ulrich von Hutten. Hamburg 1988.

Otto Flake: Ulrich von Hutten. Berlin 1929.

Otto Mencke: Acta Eruditorum

Zum 325. Jahrestag des Erscheinens der ersten wissenschaftlichen Zeitschrift Deutschlands und zum 300. Todestag ihres Begründers Otto Mencke



Ab Januar 1682 erschien in Leipzig die erste wissenschaftliche Zeitschrift Deutschlands. Sie wurde in erster Linie von Leipziger Professoren verfasst und redigiert. Über einhundert Jahre hinweg waren die „Acta Eruditorum“ eines der wichtigsten Rezensionssorgane Europas für sämtliche damals bekannten wissenschaftlichen Disziplinen.

Die Geburtsstunde der wissenschaftlichen Zeitschrift fällt in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Zuvor bot allein der Brief die Möglichkeit, Informationen aus der Welt der Gelehrten rasch weiterzugeben. Zu den Themen, die die Wissenschaftler zu wohl allen Zeiten seit der Erfindung des Druckes am stärksten interessierten, gehört die Kenntnis über die Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt. So sind die frühesten Zeitschriften auch in erster Linie Referateorgane; in ihnen werden Bücher rezensiert. Frankreich geht, wie in vielen anderen Bereichen des kulturellen Lebens, auch hier voran. Das „Journal des Sçavans“ (ab 1665) ist das erste periodisch erscheinende Publikationsorgan wissenschaftlichen Inhaltes. Ihm folgen noch im gleichen Jahr die „Philosophical Transactions“ in England (1665). Die Herausgabe letzterer Zeitschrift stand in enger Verbindung zur „Royal Society“, also zur englischen Nationalakademie. Das „Journal“ dagegen wurde von Beginn an durch den allmächtigen Minister Jean-Baptiste Colbert massiv gefördert.

In Deutschland gab es keine Zentralregierung, die nach Pariser Vorbild Wissenschaftsförderung als nationale Aufgabe zu betreiben suchte, und es existierten auch keine Akademien, die in der Lage gewesen wären, wissenschaftliche Periodika zu veröffentlichen. Die 1652 ins Leben gerufene Gelehrtenengesellschaft „Leopoldina“ (seit 1687 in dieser Bezeichnung) publizierte lediglich in unregelmäßigen Abständen Sammelbände mit Aufsätzen ihrer Mitglieder. Die 1700 auf Leibniz' Betreiben gegründete Sozietät der Wissenschaften in Berlin laborierte lange Zeit an Kinderkrankheiten und konnte letztendlich nur in längeren Intervallen einzelne Bände vorlegen.

Dass es Leipzig war, wo es dennoch gelang, wenn auch fast zwanzig Jahre später, eine Zeitschrift gemäß der westeuropäischen Vorbilder vorzulegen, hat seine konkreten Ursachen. Zuerst ist das Verlagswesen zu nennen, das am Ausgang des Jahrhunderts das bisher führende Frankfurt/M. in der Quantität der Buchproduktion bereits überrundet hatte. Namen wie Gleditsch, Weidmann, Fritsch und Lanckisch waren weit über Leipzig hinaus bekannt und bürgten für Qualität. Die Leipziger Messen wurden zum Zentrum des Buchhandels; an keinem anderen Ort Deutschlands war es einfacher, eines bestimmten Buches habhaft zu werden. Leipzig war weiterhin, auch bedingt durch seine günstige Verkehrslage, ein Mittelpunkt des Nachrichtenverkehrs. Nicht zufällig ist hier 1650 die erste Tageszeitung der Welt erschienen. Am wichtigsten jedoch war vielleicht die Existenz der Universität Leipzig. Das, was in England und Frankreich die Akademien leisteten, das übernahmen in Deutschland wenigstens teilweise die Hochschulen. Nicht nur der Kreis der Herausgeber der „Acta“ rekrutierte sich aus Angehörigen der Universität, auch die Rezensenten kamen weitgehend aus

deren Reihen. Niemand hat diese Vorzüge Leipzigs besser zusammengefasst als Gottfried Wilhelm Leibniz, bekanntlich ein Sohn dieser Stadt: „Ich habe unterschiedlichen vornehmen und ausbündig gelehrten Leuten [...] davon (vom Plan der „Acta“, D.D.) part gegeben, und gesehen, nicht allein, daß es iederman hoch gerühmet, sondern auch dafür hält, wenn ie ein orth in Teutschland, so aniezo beqvam dazu, so sey es Leipzig, da es an Büchern, correspondenz, curiosität, sonderlich aber, welches das vornehmste, an hochgelahrten Leuten, deren große wißenschafft nicht nur aus büchern, sondern auch reisen, erfahrung, und eigener tieffsinnigkeit geschöpft, nicht ermangle.“

Bereits seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bestanden in Leipzig Gelehrtenkreise (Collegia), die in regelmäßigen Zusammenkünften u.a. auch über neuerschienene Bücher diskutierten. Vielleicht entstand in dieser Umgebung die Idee zur Gründung eines Rezensionsorganes. Der unbestrittene Kopf des ganzen Unternehmens war der aus Oldenburg stammende Otto Mencke (geb. 1644), Professor für Ethik und Politik. Bis zu seinem Tod (1707) hat er unermüdlich für „seine“ Zeitschrift gewirkt. Neben ihm sind es der Mathematikprofessor Christoph Pfautz und der Ratsbaumeister Friedrich Benedikt Carpsov gewesen, die maßgeblichen Anteil an der Herausgabe des Journals nahmen. Eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen des Planes bildeten schließlich die vielfältigen Kontakte, die Mencke und Pfautz auf einer 1680 veranstalteten Reise nach Holland und England zu den dortigen Gelehrten knüpfen konnten. Zu Beginn des Jahres 1682 waren dann die „Collectores Actorum“ soweit, mit der Publikation der monatlich erscheinenden Zeitschrift beginnen zu können. Leibniz gegenüber umreißt Mencke das Programm der angestrebten Publikation: „Sonsten ist unser absehen dieses, daß wir so wol neue experimenta undt observationes in re Mathematica, Physica, Medica anführen, alß auch recensum novorum librorum von anno 1681 an, auf die art wie im französischen undt römischen journals geschieht, vorstellen wollen.“ Im Gegensatz zu den englischen und französischen Zeitschriften wählte man nicht die Landessprache, sondern das Lateinische. Das sollte den Vertrieb der „Acta“ über Deutschland hinaus sichern, entsprach aber auch dem in Deutschland traditionellen langen Festhalten am Latein als der einzig gestatteten Wissenschaftssprache. Verleger der „Acta“ wurden Johann Friedrich Gleditsch und Johann Grosse. Mencke gelang es sogar, das Interesse der kurfürstlichen Regierung in Dresden zu wecken, die sich bereiterklärte, mit einer jährlichen Summe von 200 Talern die Herausgabe der Zeitschrift zu unterstützen, ein frühes Beispiel staatlicher Förderung der Wissenschaften.

Wenn die „Acta“ auch hauptsächlich Rezensionen in ihren Blättern einrückten, so fehlte es, gemäß der oben zitierten Ankündigung Menckes, von Beginn an nicht

an Originalbeiträgen zu den Bereichen Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin. Dazu gehören zum Beispiel zahlreiche Veröffentlichungen der Beobachtungsergebnisse der Leipziger Astronomen, vor allem Christoph Pfautz' und des Kalendermachers Gottfried Kirch. Als feste Aufgabe betrachtete man auch die Publikation ausgewählter Aufsätze ausländischer Zeitschriften, wobei man diese Texte, der besseren Verständlichkeit wegen, ins Lateinische übertrug. Ein Ausweis für die äußere Qualität der Zeitschrift bildete schließlich die opulente Illustration mit Kupfertafeln, die als Faltblätter Folioformat erreichen konnten.

Das Durchblättern der Bände der „Acta“ belegt rasch, dass es die Herausgeber von Beginn an verstanden, die relevanten Neuerscheinungen fast aller Disziplinen zu erfassen. Altertumskunde, technische Erfindungen, Kirchengeschichte, theologische und philosophische Abhandlungen sowie sprachwissenschaftliche Studien fanden gleichermaßen Berücksichtigung wie medizinische und mathematische Schriften oder juristische Publikationen. Verbreitet war in der Frühzeit des Rezensionswesens die möglichst neutrale, nur referierende Berichterstattung über den Inhalt der Bücher. Die Herausgeber der „Acta“ richteten sich weitgehend nach dieser Regel. Dem damaligen allgemeinen Gebrauch folgend erschienen die Besprechungen anonym. Da sich jedoch in verschiedenen Bibliotheken Exemplare erhalten haben, in denen handschriftlich die Namen der Rezensenten notiert sind, kennen wir wenigstens aus den ersten Jahrzehnten der Zeitschrift die jeweiligen Verfasser der Artikel. Der bedeutendste Mitarbeiter der „Acta“ war ohne jeden Zweifel Leibniz; wir hörten bereits von seinem Interesse an dem Unternehmen. Von Beginn an wurde er in die Arbeiten einbezogen, als Ratgeber vor allem aber als Autor. Sein Briefwechsel mit den Herausgebern, besonders mit Mencke, ist heute eine der Hauptquellen für die Rekonstruktion der Geschichte der Zeitschrift. Die „Acta“ waren das von Leibniz wohl am meisten benutzte Organ für die Publikation seiner vielfältigen Forschungsergebnisse. In erster Linie sind es Aufsätze zur Mathematik und zu verwandten Gebieten, die sich in den Blättern finden. Der berühmteste Beitrag ist sicher die Abhandlung „Nova methodus pro maximis et minimis“ (Oktober 1684), mit dem die Infinitesimalrechnung begründet worden ist, auch wenn der Text durch manche Druckfehler und Flüchtigkeiten Leibniz' für die Zeitgenossen wohl nur schwer verständlich war.

Nach dem Tod von Otto Mencke übernahm sein Sohn Johann Burkhard die Herausgabe der „Acta“. Ihm folgte wiederum dessen Sohn Friedrich Otto, der 1754 starb. So ist die Edition der Zeitschrift fast siebzig Jahre ein Familienunternehmen geblieben. An Bedeutung nahmen die „Acta“ allerdings seit dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts stetig ab. Insbesondere der Gebrauch der lateinischen Sprache wurde immer anachronistischer, denn längst war nun die Verwendung

des Deutschen im wissenschaftlichen Leben gang und gäbe geworden. Der letzte Herausgeber, der Ungar Karl Andreas Bel, ließ die Betreuung des Blattes mehr und mehr schleifen, dessen Publikation in immer unregelmäßigeren Abständen erfolgte. 1782, genau einhundert Jahre nach dem ersten Erscheinen, stellten die „Acta“ ihr Erscheinen für immer ein. 117 Bände mit insgesamt 71.000 Seiten lagen zu diesem Zeitpunkt vor. Die Bedeutung der „Acta“ kann kaum überschätzt werden. Sie zählten für Jahrzehnte zu den ausführlichsten und verlässlichsten Periodika der wissenschaftlichen Welt und wurden in ganz Europa rezipiert. Nach ihrem Vorbild orientierten sich die bald aufkommenden deutschsprachigen Zeitschriften. Sie belegt aber auch die Leistungskraft der Universität Leipzig, denn ihre Mitglieder waren es, die weithin den Inhalt des Blattes bestritten und damit zumindest zeigen, dass man in Leipzig genau über die Entwicklung der Wissenschaften informiert war.

Detlef Döring

Literatur:

Augustinus Hubertus Laeven: The „Acta Eruditorum“ under the editorship of Otto Mencke. The history of an international learned journal between 1682 and 1707. Amsterdam und Maarssen 1990.

Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache

Zum 275. Jahrestag der Herausgabe der ersten Fachzeitschrift für die deutsche Sprache und Literatur

Beyträge
Zur
Critischen Historie
Der
Deutschen Sprache, Poesie
und Beredsamkeit,
herausgegeben
von
Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig.

1732 erschien in Leipzig die erste Zeitschrift, die sich in ihrem Inhalt allein mit Themen der deutschen Sprache und Literatur beschäftigte. Getragen wurde sie von der „Deutschen Gesellschaft“, vor allem von deren führendem Kopf, Johann Christoph Gottsched.

Die ersten wissenschaftlichen Zeitschriften, die Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts herausgegeben wurden, waren enzyklopädisch angelegte Periodika, die wenigstens in ihrer Intention sämtliche damaligen Wissenschaftsdisziplinen berücksichtigen wollten. Erst allmählich bildete sich das Phänomen heraus, das wir heute als Fachzeitschrift bezeichnen. So gründete Valentin Ernst Löscher 1701 die erste theologische Zeitschrift, Justus Christoph Dithmar 1729 die erste ökonomische Zeitschrift. Ab 1750 erschien das erste Periodikum zum Theaterwesen, herausgegeben von keinem geringeren als Gotthold Ephraim Lessing, und 1774 veröffentlichte August Ludwig Schlözer die erste Zeitschrift für Statistik (im Sinne von Staatenkunde).

Zentrum der Zeitschriftenpresse war von Beginn an Leipzig. In dieser Stadt sind somit auch die meisten der fachlich orientierten Zeitschriften erschienen. Das gilt gleichermaßen für die Literaturwissenschaft, als deren erstes Organ man die „Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ betrachten muss, die zwischen 1732 und 1744 in acht Bänden bzw. 32 Hefen bei Bernhard Christoph Breitkopf erschienen sind. Es war aber keineswegs allein das ausgebaute Leipziger Druck- und Verlagswesen, das die Edition dieser Zeitschrift ermöglichte. Entscheidend war die Existenz der „Deutschen Gesellschaft“ und noch entscheidender war, dass mit Johann Christoph Gottsched ein Mann an ihrer Spitze stand, der zur Entwicklung weiter Perspektiven in der Lage war, den Energie und Ehrgeiz trieben, der als Herausgeber der beiden Moralischen Wochenschriften „Die vernünftigen Tadlerinnen“ und der „Biedermann“ schon über Erfahrungen in der Edition von Zeitschriften besaß. Seit 1724 lebte er in der Stadt, seit 1727 war er de facto als Senior Leiter der „Teutschübenden Poetischen Gesellschaft“, die unter anderem Namen bereits 1697 gegründet worden war, aber erst seit ca. 1718 größere Bedeutung anzunehmen begann. Unter Gottscheds Führung wird sie in „Deutsche Gesellschaft“ umbenannt und umgehend entfaltet sie alsbald die mannigfachsten Initiativen. Dazu gehört folgende in die Presse gegebene Ankündigung: Man sei gesonnen, „eine gewisse Monatschrift durch den freywilligen Beytrag gewisser Mitglieder der Deutschen Gesellschaft, drucken zu lassen, die nebst allerhand zur Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit abzielenden Sachen, auch mit solchen versehen seyn soll, welche in Untersuchung der alten Deutschen Sprache bestehen werden.“ Nach dem Bruch Gottscheds mit der Deutschen Gesellschaft (1738) ist es zu einem langwierigen Streit darüber gekommen, wer eigentlich der Initiator und Herausgeber der „Beyträge“ gewesen ist. Gottscheds Sicht ging ganz und gar dahin, ihm allein stünden diese Verdienste zu. Dem kann man aufgrund der Quellenlage nicht zustimmen. Es war in der Tat so, wie es das Titelblatt der „Beyträge“ aussagte: „Ei-nige Mitglieder der Deutschen Gesellschaft“ besorgten die Redaktionsarbeiten.

Andererseits hätte ohne den beharrlichen Einsatz Gottscheds und später auch den seiner Frau Luise Adelgunde Victoria das Unternehmen nicht den Erfolg erzielen können, der ihm beschieden war; sie waren sozusagen die Seele des Geschäfts. Das zeigt schon das Schicksal der „Nachrichten [...] welche die Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst der Deutschen betreffen“, die von der Gesellschaft nach dem Ausscheiden Gottscheds herausgegeben wurden: Nach wenigen Nummern gingen sie kläglich ein.

Einen wesentlichen Antriebsmoment für die Herausgabe der „Beyträge“ bildete das Ziel, dem sich die Deutsche Gesellschaft in ihrem gesamten Wirken verschrieben hatte. Es galt, die Gleichwertigkeit der deutschen Sprache und Literatur mit den westeuropäischen Nationalliteraturen zu belegen. Wesentliche Schritte zur Bewältigung dieser Aufgabe bildeten die Normierung der Sprache, die Regelung der Dichtkunst, die Trennung zwischen nachahmenswerter und zu tadelnder Literatur. Diesem Programm sollten die „Beyträge“ dienen. Inhaltlich bieten sie in der Hauptsache Originalaufsätze und Rezensionen; mitunter werden Texte aus anderen Veröffentlichungen nachgedruckt. Ein fast regelmäßig vertretene Rubrik informiert knapp über Neuerscheinungen oder bevorstehende Publikationen. Mitunter kommt es auch zum Abdruck von Leserbriefzuschriften, eine damals noch eher neuartige Erscheinung. In inhaltlicher Hinsicht vertritt die Zeitschrift verschiedene Schwerpunkte. Mit Gottsched in Leipzig und Johann Jacob Bodmer in Zürich beginnt die intensivere Beschäftigung mit der mittelalterlichen deutschen Literatur und Sprache. Das schlägt sich auch in den „Beyträgen“ nieder. So geht es einmal um die gotische Übersetzung der Bibel (Wulfila-Bibel), andere Beiträge widmen sich Werken in „altfränkischen Reimen“ oder den Schriften Notkers des Deutschen. Einen zweiten Schwerpunkt bilden linguistische Beiträge, so eine über fünfzig Seiten umfassende Besprechung der berühmten „Ausführlichen Arbeit von der Deutschen Hauptsprach“ von Justus Georg Schottel, die schon 1663 erschienen war. Ein grundsätzlich orientierter Aufsatz fragt nach dem Ursprung, den Veränderungen und den Übereinstimmungen der Sprachen. Oft finden sich auch Abhandlungen zu Fragen der deutschen Orthographie und Grammatik, zum Beispiel über den rechten Gebrauch der Präpositionen „vor“ und „für“. Wichtig ist den Herausgebern auch die Beschäftigung mit deutschen Übersetzungen fremdsprachiger, insbesondere lateinischer Literatur. Diese Tätigkeit soll der Verbesserung der Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache dienen, daher die ihr gezollte große Beachtung in Form von Rezensionen, Abdrucken von Übersetzungsbeispielen und Auflistungen bisher erstellter Übertragungen. Weniger häufig kommt die Gegenwartsliteratur zu Wort. Ein Beispiel bieten hier die mehrfachen Rezensionen von Editionen der Gedichte des Schlesiens Johann Christian Günther. Gottsched nutzt die Zeitschrift aber auch dazu,

Themen ins Gespräch zu bringen, die ihm persönlich als wichtig erschienen, so für seinen Kampf gegen die angebliche Schädlichkeit der Oper, für seine Ablehnung der spätbarocken Dichtung als Schwulst oder für seine Kritik an der religiösen Dichtung von John Milton bzw. an den von Bodmer in der Schweiz erstellten Übersetzungen dieser Texte.

Die Artikel sind, das entsprach damaligen Gepflogenheiten, oft ohne Angabe des Verfassers veröffentlicht worden. Das Archiv der Redaktion hat sich nicht erhalten, so wie bei fast allen Zeitschriften dieses Jahrhunderts. Allein dem teilweise erhaltenen Briefwechsel Gottscheds, dessen Edition in der Sächsischen Akademie der Wissenschaften vorbereitet wird, lassen sich zahlreiche Mitteilungen über die Autoren so mancher Aufsätze entnehmen. Es sind keineswegs nur Leipziger Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft“, die in den „Beyträgen“ publizieren, und es müssen nicht unbedingt Mitglieder sein, deren Texte zum Abdruck gelangten. So erlaubt zum Beispiel die Auswertung der umfangreichen Korrespondenz des auch heute noch wegen seiner vielbändigen Philosophiegeschichte bekannten Geistlichen und Lehrers Johann Jakob Brucker (Augsburg) die Rekonstruktion seiner intensiven Mitarbeit an den „Beyträgen“, u.a. zur damals beginnenden Erforschung der Geschichte des Buchdrucks im 15. Jahrhundert.

Die „Beyträge zur Critischen Historie“ haben als Vorbilder gewirkt und zwar nicht nur für die Herausgabe literarisch orientierter Zeitschriften, wie sie im weiteren Verlauf des Jahrhunderts in wachsender Zahl auf den Markt drängten, sondern auch außerhalb des Bereichs von Sprache und Literatur. Die erste musikwissenschaftliche Zeitschrift, die „Musikalische Bibliothek“, die immerhin über 18 Jahre hinweg erschien, lehnt sich eng an die „Beyträge“ an. Der Herausgeber der „Bibliothek“, Lorenz Mitzler, stand Gottsched nahe. So bilden die „Beyträge“ einen besonders gewichtigen Beitrag auf dem weiten Feld der deutschsprachigen Zeitschriftenpresse der Aufklärungszeit. Die Erforschung dieser Literaturgattung hat eigentlich erst begonnen.

Detlef Döring

Johann Ch. Gottsched und Friedrich II.

Zum 250. Jahrestag der Unterredungen zwischen Johann Christoph Gottsched und dem preußischen König Friedrich II.



Im Herbst 1757 ist es in Leipzig zu mehreren Begegnungen zwischen Gottsched und dem Preußenkönig gekommen, bei denen Gespräche geführt wurden, die in der Hauptsache die deutsche Sprache und Literatur betrafen. Auch Gottsched konnte es jedoch nicht gelingen, den König von der Verachtung der eigenen Muttersprache abzubringen.

Das Verhältnis Friedrich II. zur zeitgenössischen deutschen Literatur und Wissenschaft war bekanntlich durch Gleichgültigkeit und Verachtung geprägt. Noch 1780 hat er in seiner berühmt-berüchtigten Schrift „Über die deutsche Literatur“ (De la Littérature Allemande) der deutschen Sprache und Literatur attestiert, sie seien barbarisch. Der in Deutschland dominierende schlechte Geschmack werde allein schon durch die Aufführung der „abscheulichen Stücke von Shakespeare“ bezeugt, die bestenfalls „den Wilden von Kanada“ geboten werden dürften. Das unübertreffbare kulturelle Vorbild des Königs bildete Frankreich, und so wurde der Hof in Potsdam ganz und gar von französischen Einflüssen beherrscht. Dass seit den fünfziger Jahren seine Hauptstadt Berlin begriffen war, zu einem der literarischen Zentren Deutschlands aufzusteigen, dürfte Friedrich entgangen sein.

Bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges (1756) war es jedoch Sachsen und insbesondere die Stadt Leipzig, deren kultureller und literarischer Einfluss sich über weite Teile des Alten Reiches und darüber hinaus erstreckte. Leipzig wurde zu Beginn des Krieges sofort okkupiert und blieb fast ununterbrochen bis zum Frieden von Hubertusburg (1763) in preußischer Hand. Die Leiden, die die Stadt unter diesem Regiment zu ertragen hatte, sind kaum ausdenkbar, sollen hier aber nicht näher zur Darstellung gebracht werden. Friedrich II. hielt sich im Laufe des Krieges mehrfach in Leipzig auf und trat bei diesen Gelegenheiten mit verschiedenen Vertretern des geistigen Lebens der Stadt in Kontakt, so zu dem Dichter Christian Fürchtegott Gellert und zu dem Orientalisten Johann Jakob Reiske. Die häufigsten Begegnungen führten ihn jedoch mit Johann Christoph Gottsched zusammen, der in den dreißiger und vierziger Jahren, also für ca. zwei Jahrzehnte als wichtigster Kopf des literarischen Deutschlands gegolten hatte, dessen Ruhm aber inzwischen deutlich im Abklingen war. Gottsched übte zum Zeitpunkt des Einfalls der Preußen das Amt des Rektors der Universität aus und hatte seine liebe Not, vor allem die Studenten zu schützen, die mit allen Methoden zum Dienst in der preußischen Armee gepresst wurden. Gottsched hat später behauptet, auf sein Veranlassen sei es zurückzuführen, dass der König schließlich ein Edikt herausgegeben habe, in dem die Werbung unter den Studenten untersagt wurde.

Im November 1756 kommt es zur ersten, noch eher flüchtigen Begegnung zwischen Gottsched und Friedrich II. Der Preußenkönig erkundigt sich nach dem Zustand der Universität, erfährt von Gottscheds Herkunft aus Königsberg und lässt sich durch Vermittlung des Professors ein Buch aus der Universitätsbibliothek zukommen, wo er über den Schlachtentod Gustav Adolfs im nahegelegenen Lützen nachliest.

Weitaus interessanter ist das nächste Zusammentreffen, ein Jahr später, als sich Friedrich vor und nach der Schlacht bei Roßbach in Leipzig aufhielt. Gottsched

selbst hat in verschiedenen seiner Briefe immer wieder über jene Gespräche, die sich über mehrere Tage verteilten, berichtet. Besonders ausführlich ist seine Erzählung in einem Schreiben an den Königsberger Freund Flottwell und in einem Aufsatz in der Zeitschrift „Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“. Schauplatz der Unterredungen des Unversitätsprofessors mit dem „Salomon des Nordens“ ist das heute noch existierende (allerdings stark umgebaute) Apelsche Haus am Markt. Gottsched wird am 15. Oktober 1757 durch einen Boten aufgefordert, sofort beim König zu erscheinen, der schon auf ihn warte. Der Professor tritt ein, küsst der Majestät den Rocksaum, dann entwickelt sich das Gespräch, das anfangs deutsch, dann in Französisch geführt wird. Friedrich interessiert sich für die literarischen Arbeiten Gottscheds, aber auch für die Werke von Gottscheds Gemahlin, und schließlich geht es um die deutsche Literatur insgesamt. Der „Literaturpapst“ ist schwer beeindruckt: „Denken Sie mein lieber Freund, ist das nicht schon Ehre genug, mit einem so großen Herren fast eine Stunde geredet, und Ihm die schönen Wissenschaften der Deutschen bekannt gemacht zu haben?“ In einer zweiten, noch am gleichen Tag stattfindenden Unterredung ergeht sich der Herrscher über das Unvermögen der deutschen Sprache, französische Dichtungen wiederzugeben. Gottsched versichert voller Eifer, man könne in Deutsch alles übersetzen, was der König nur wünsche. Dann wagt er sogar, eine kritische Bemerkung vorzubringen: Den deutschen Dichtern fehle die „Aufmunterung“, da man an den Höfen nur französisch rede. Inzwischen verstreicht Stunde auf Stunde, und das Gespräch verläuft mit „aller möglichen Geschwindigkeit und Hitze“, ja, der König ergeht sich in der Schilderung „allerley lustiger Sachen“. Gottsched ist nun ganz euphorisch: „Nun! was düncket Ihnen, Werther Freund, von dieser langen Unterredung eines Königes, eines Helden, der [...] gleich beym Antritt aus dem Reise-Wagen nach mir fraget, da sich unsere Raths-Herren und Handels-Leute auf dem Vorsaal befinden und Autientz suchen, mit einem Professor sich von solchen Dingen unterhält...“

Allein, es geschehen, so Gottsched, weitere „Wunder“. Am nächsten Tag trifft ein Brief aus königlicher Hand im Goldenen Bären, Gottscheds Wohnung, ein. Er enthält u. a. Verse Friedrichs: „Ich sahe, daß es sich auf unsere discourse bezog, und machte geschwinde 12 deutsche Verse zur Antwort.“ Der König hatte in seinem Gedicht über die Kultur bei den verschiedenen Nationen nachgedacht und wendet sich dann direkt an Gottsched: „Nun magst du, Schwan der Sachsen, dich befleißn,/ Der geizigen Natur die Gabe zu enreißen:/ Daß eine Sprach', die rauh und widrig dröhnt,/ Durch dein Bemühn sanfter tönt“ (zeitgenössische Übersetzung). Einige Tage später (26. Oktober), nach der Rückkehr des Königs von einer Visite in Torgau, kommt zu einem neuen, fast vierstündigen Gespräch, das nur durch militärische Anordnungen kurz unterbrochen wird, die die Dispo-

sitionen zur späteren Schlacht bei Roßbach zum Inhalt haben. Höhepunkt der Unterhaltung ist die Präsentation eines langen Gedichtes, das Gottsched in den letzten Tagen verfasst hatte. Es soll den König überzeugen, dass in Deutschland, besonders aber in Preußen Kunst und Kultur in Blüte stehen: „O König! siehst Du nun, wie Deiner Staaten Grenzen / Durch feinen Witz und Geist so stark als andre glänzen; / Wie, da sich Dein Berlin zu allen Künsten neigt, / Dein weites Land sich auch an Musen fruchtbar zeigt? / Ein holder Wink von Dir wird sie noch mehr verstärken [...] Die rauhste Sprache wird sich bald gelinder zeigen, / Wird Friedrichs Ohr sich nur zu ihren Tönen neigen.“ Der König liest die Verse „von Anfang bis zu Ende“ und lässt sich viele Worte erklären, denn seine Deutschkenntnisse sind mangelhaft. Dann lächelt er; mehr erfahren wir von Gottsched nicht, der seinem Briefpartner nur mitteilt, er werde „ferner arbeiten, den König zur deutschen Sprache zu bekehren.“ Der König reist ab, und einige Zeit später erhält sein Leipziger Gesprächspartner „une tres belle tabatière d’or“ (eine sehr schöne goldene Tabakdose). Für Gottsched ist die Dose der Beweis dafür, dass die deutschen Musen Gnade (grace) in den Augen des Königs gefunden haben.

Die goldene Dose und das Aufheben, das Gottsched darüber entfachte, bot schon den Zeitgenossen Anlass zu Kritik und Spott. Gottscheds eigene Frau, die den Preußen und ihrem König mit Ablehnung gegenüberstand, klagt einer Briefpartnerin gegenüber: „Was für Vergnügen könnte mir z. E. eine goldene Dose aus der Hand eines Menschen erwecken, der meinen Mitbürgern eben so furchtbar als groß ist?“ Lessing, Gottscheds eingeschworener Feind, textet: „Die goldne Dose, – denkt nur! denkt! – / Die König Friedrich mir geschenkt, / Die war – was das bedeuten muß? – / Statt voll Dukaten, voll Helleborus.“ (Helleborus bzw. Nieswurz galt im Altertum als Heilmittel gegen die Dummheit).

Gottsched hat sein Ziel, den König zur deutschen Sprache zu bekehren, nicht erreichen können. Aber auch er selbst hatte keineswegs, wie er wohl glaubte, die Anerkennung Friedrichs gewonnen. Schon 1758, ein Jahr nach jenen Gesprächen, hält Friedrichs Vorleser Heinrich de Catt in seinem Tagebuch folgende Meinung seines Herrn fest: Gottsched sei ein Pedant und Ignorant, der nichts anderes kenne als die Grammatik. Mehr Achtung erlangte Gellert, der immerhin seine sonstige Ängstlichkeit überwandt und im Gespräch mit dem König die Erwartung äußerte, dieser möge umgehend den Krieg beenden. Friedrich kommentiert diese Unterhaltung: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched.“

Detlef Döring

Max Reger

Zum 100jährigen Jubiläum der Ernennung Max Regers zum
Universitätsmusikdirektor in Leipzig



„... dieser Tage saßen wir vergnügt beim Frühstück [...], da erschien ein Bote von der Universität, mein Mann möge gleich zum Rektor kommen. Wolfrum erging sich natürlich in furchtbaren Vermutungen, was Reger wohl verbrochen haben könnte, um vor dieses Präsidium zu früher Stunde zitiert zu werden. Reger ließ sich eine Droschke kommen und fuhr ab. Nicht lange, so stand er hoch aufgerichtet in der Tür: ‚Merkt ihr mir nichts an?‘ erscholl es.

Der gute Philipp [Wolfrum ...] sagte eine nicht allzu große Schmeichelei; ich aber sah wohl, daß meinen Mann eine innere Freude durchleuchtete. Plötzlich verbeugte er sich sehr tief und sagte: „Professor Reger erlaubt sich, sich vorzustellen!“ (Reger, S. 73f)

So schildert Elsa Reger die Ernennung ihres Gatten zum königlich sächsischen Professor an der Universität Leipzig im November 1907. Im Februar desselben Jahres erst war Max Reger nach Leipzig berufen worden: als Universitätsmusikdirektor und Leiter des Männerchores zu St. Pauli mit einem festen Lehrauftrag als Leiter einer eigens für ihn geschaffenen „Meisterschulklasse für musikalische Komposition“ an der städtischen Einrichtung des Königlichen Konservatoriums. Das Engagement am Konservatorium erwies sich als dauerhaft und erfolgreich, Regers Ruf als Komponist zog Schüler aus dem In- und Ausland an; auch nach seiner Übernahme des Hofkapellmeisteramts in Meiningen im Jahre 1911 führte Reger seine Kompositionsklasse in Leipzig bis zu seinem Tode weiter. Die Tätigkeiten an der Universität Leipzig dagegen waren nur von kurzer Dauer. Sie sicherten Reger zwar das, was er angestrebt hatte, nämlich eine solide finanzielle Sicherheit mit Aussicht auf Altersversorgung und erst recht mit der Verleihung des Professorentitels eine hohe soziale Stellung, erwiesen sich aber als mit seinem komplizierten und extremen Naturell als unvereinbar. Unbändiges Geltungsbewusstsein und ein ausgeprägter Sozialkomplex ließen Reger schon unmittelbar nach seinem Dienstantritt stürmisch Wünsche und Forderungen nach Ausweitung seiner Kompetenzen anbringen. Sein einflussreicher Fürsprecher in Leipzig, der Geheimrat Dr. jur. Adolf Wach, Dekan der Juristischen Fakultät und Mitglied der Gewandhausdirektion, hatte Regers Berufung gegen anfänglichen Widerstand durchgesetzt und wurde anschließend von Reger mit weiteren Anliegen bombardiert, um gerade auch den ersehnten Professorentitel zu erlangen; es sei das Recht des Universitätsmusikdirektors, an der Universität über Musik zu lesen. Das Angebot, dies zunächst in Form eines befristeten Lehrauftrags zu tun, wies Reger empört zurück: „Was nun das Lesen an der Universität betrifft, so gestatte ich mir, Ihnen offen zu sagen, daß ich nicht eben gerne als Lektor anfangen möchte! Ich habe Schüler, die den Doktor gemacht haben und sozusagen jederzeit als Privatdozent wirken könnten, während ich, der ich mit den Leistungen dieser Schüler oft sehr unzufrieden war, dann so quasi ‚unter‘ den früheren Schülern rangierte; das wäre eine Situation, die wundervoll komisch wäre.“ (BdTM, S. 168). Deutlich wird hier Regers neurotisches Bemühen um gesellschaftliche Anerkennung, der ihn um Ämter kämpfen und Auszeichnung, Orden geradezu einfordern ließ; es war erfolgreich, sogar ohne Lehrverpflichtung. Unabhängig von diesen Bemühungen waren Reger die mit seinen Ämtern verbundenen Verpflichtungen eher lästig, er begann verschiedene Querelen und be-

mühte sich schon bald um seine Entlassung; nach anfänglichem Zögern wurde das Entlassungsgesuch wahrscheinlich nicht zuletzt wegen der unhaltbar gewordenen Zustände schnellstens zum 1. November 1908 gnädig angenommen. Die Querelen begannen nicht erst am 31. Oktober 1907, als in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ ein Artikel von Reger mit dem Titel „Degeneration und Regeneration in der Musik“ erschien, mit dem er den hoch angesehenen Professor für Musikwissenschaft an der Universität Leipzig, Hugo Riemann, frontal angriff. Dies war umso unerhörter, als Reger selbst von 1890 bis 1893 in Sondershausen und Wiesbaden Schüler Riemanns gewesen war und nun gegen ein Mitglied der eigenen Universität vorging. Den Hintergrund bildete eine intensive gesamtgesellschaftliche Diskussion um den Weg der modernen Musik, die ihren Ausgang von der Uraufführung der „Salome“ von Richard Strauss und einer harschen Grundsatzkritik durch Felix Draeseke im Jahre 1906 genommen hatte und bis etwa 1911 aktuell blieb. Hugo Riemann hatte sich Draesekes Vorwurf einer „Konfusion in der Musik“ aufgrund der allzu stürmisch vorwärtsdrängenden Neuerer angeschlossen, während Max Reger vehement für die „Neutöner“ eintrat und abschließend bekannte: „Ich reite unentwegt nach links!“ (Konfusion, S. 258)

Problematisch gestaltete sich auch Regers Leitung der Universitäts-Sängerschaft zu St. Pauli. Nach einem ersten, gut verlaufenen Konzert mit Werken von Johannes Brahms (und Wagners „Meistersinger“-Ouvertüre) stießen die weiteren, anspruchsvollen Programmpläne Regers auf Widerstand, die durch persönliche Reibereien zusätzlich Mißstimmung hervorriefen. Nun waren die „Pauliner“ kein reiner Gesangsverein mit künstlerischen Zielen, sondern eine studentische Vereinigung mit geselligen und auch politischen Ambitionen, die seit 1860 die Formen einer studentischen Korporation mit Chargierten mit Schlägern und Schärpen angenommen hatte. (Elsa Reger warf den Mitgliedern vor, dass sie es „richtiger fanden, zu fechten und zu kneipen, als zu den Proben zu kommen“ [Reger, S. 69]. 1919 definierte der „Paulus“ seine Ziele als die „Pflege des Gesanges und der Musik, die Pflege deutsch-vaterländischer Gesinnung und die unbedingte Satisfaktion“ [Kötzschke, S. 508]).

Dass eine Leitung dieser selbstbewussten sächsischen Studentenschaft durch einen urwüchsigen Bayern von der problematischen Persönlichkeitsstruktur Regers, der nicht einmal am Kommers teilnahm, nicht funktionieren konnte, liegt eigentlich auf der Hand. Regers erster Vorstoß zur Niederlegung der Leitung Anfang 1908 war noch mit dem Hinweis auf das Universitätsjubiläum 1909 und Regers Versprechen, dafür extra ein neues Werk für Männerchor und Orchester zu schreiben, durch ein Gespräch mit dem Kultusminister abgewendet worden. Aber weder die Komposition zum Jubiläum noch Regers Einbindung in die Feierlichkeiten wurden verwirklicht.

Regers Unzufriedenheit mit der beruflichen Situation äußerte sich in heftigen Klagen über seine Arbeitsüberlastung. Dass dies keineswegs seine Aufgaben in der Universität betraf, geht aus der Zusammenstellung seiner Pflichten hervor: Reger war als (wegen seiner Ehe mit einer geschiedenen Protestantin exkommunizierter) Katholik von vornherein vom Organistendienst der Universitäts-gottesdienste befreit worden, der bis dahin selbstverständlich zur Aufgabe des Universitätsmusikdirektors gehört hatte, die Leitung der „Pauliner“ beschränkte sich auf die Direktion zweier volkstümlicher Konzerte pro Jahr und die Ausgestaltung von Universitätsfeierlichkeiten. Der Verpflichtung allerdings, sein auswärtiges Konzertieren einzuschränken, die Reger angeblich eingegangen war, kam er nicht ernsthaft nach, sondern war weiterhin rastlos auf Reisen tätig. Auch das gleichzeitige Bemühen, auf das Konzertleben Leipzigs, insbesondere die Gewandhauskonzerte, durch Übernahme einer geeigneten Position Einfluss zu gewinnen, konterkarierte seine Klagen; das Anliegen wusste Wach klugerweise nicht zu erfüllen.

Regers persönliche Bindungen an Leipzig lagen trotz seiner Vertrauensperson Wach nicht in der Universität, sondern im Musikleben. Mit Karl Straube war Reger seit ihrem ersten Treffen im Frühjahr 1898 in Frankfurt (Paulskirche) eng befreundet. Straube war mit Regers Orgelwerken als Interpret auf Anregung seines Lehrers Heinrich Reimann befasst und seit 1903 als Organist an der Thomaskirche und Chordirigent des Leipziger Bachvereins in Leipzig tätig; er etablierte sich 1907 als Orgellehrer am Konservatorium und wurde 1908 zum Professor ernannt. Sicher war Regers Umzug nach Leipzig auch von seinem Wunsch nach näherem Kontakt zu Straube beeinflusst, eine Aussicht, der Straube eher reserviert gegenüberstand. Großzügige Förderung erhielt Reger in Leipzig durch den Verleger Henri Hinrichsen, Alleininhaber des Verlags C. F. Peters, der Reger durch ein großzügiges Stipendium anspornte, endlich seine großdimensionierten „Herzblutwerke“ zu schreiben. Bereits kurz nach seinem Umzug nach Leipzig komponierte Reger die schon länger projektierten Hiller-Variationen op. 100, mit denen er seinen ersehnten Durchbruch als Orchesterkomponist schaffte. Unmittelbar daran anschließend schuf er sein Violinkonzert op. 101, das kein Geringerer als Henri Marteau in Leipzig zur Uraufführung brachte, eine „verflucht tiefernste Musik“ (Reger) wie das Klavierkonzert op. 114 von 1910. Als ähnlich ernst gestimmt, „Inbegriff des Tragischen [...] und ein Gemälde katastrophenhafter Krisen“ (Susanne Popp, Art. Reger, Max, in: MGG2, Personenteil, Bd. 13, Sp. 1410.) erweist sich der Sinfonische Prolog zu einer Tragödie op. 108 aus dem Jahre 1908. Regers Motetten op. 110 stehen in der Tradition Leipziger Chorkomposition, chorsinfonisch ist der 100. Psalm op. 106 gestaltet (komponiert als Dank für die Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät).

tät der Universität Jena). Es folgen Die Nonnen op. 112 für gemischten Chor und großes Orchester (1909) sowie Die Weihe der Nacht op. 119 für Soloalt, Männerchor und Orchester (1911). Weiter sind in Leipzig eine Reihe gewichtiger Kammermusikwerke entstanden wie die Klarinettensonate op. 107, die Cellosone op. 116, die Violinsonate op. 122, die Streichquartette op. 109 und 121, und das Streichsextett op. 118, daneben eine Menge kleiner Stücke wie der „Schlichten Weisen“ für den Verlag Lauterbach & Kuhn. Es war die Zeit von Regers großem Durchbruch als Komponist, er erreichte den Bekanntheits- und Anerkennungsgrad von Richard Strauss und wurde mit Ehrungen überhäuft.

Die reservierte Aufnahme des Komponisten Reger in Leipzig, die sich besonders deutlich bei der Uraufführung des Violinkonzerts zeigte, steht in deutlichem Gegensatz zu den grandiosen Erfolgen, die Max Reger zur gleichen Zeit andernorts erzielen konnte. Dies ist vielleicht weniger auf das konservative Milieu des Leipziger Publikums zurückzuführen, wie dies oft zu lesen ist, als vielmehr in den persönlichen Umständen zu suchen, die das Verhältnis Regers zu seiner direkten Umgebung vergifteten.

Helmut Loos

Literatur:

Elsa Reger: Mein Leben mit und für Max Reger. Leipzig 1930.

„Die Konfusion in der Musik“. Felix Draeseke's Kampfschrift von 1906 und ihre Folgen (=Veröffentlichungen der Internationalen Draeseke-Gesellschaft. Schriften 4), hrsg. v. Susanne Shigihara. Bonn 1990.

Richard Kötzschke: Geschichte der Universitäts-Sängerschaft zu St. Pauli in Leipzig 1822-1922. Leipzig 1922.

Heinrich Stromer von Auerbach

Zum 525. Geburtstag im Jahre 2007



Der Name „Auerbach“ ist jedem Leipziger und weit darüber hinaus bekannt – „Auerbachs Keller“ in der Mädler-Passage wird von jedem Stadtführer angepriesen und besucht. Was aber hat es mit diesem Namen auf sich? Im Jahre 1482 wird in Auerbach in der Oberpfalz Heinrich Stromer als Sohn einer aus Nürnberg eingewanderten Bürgerfamilie geboren.

Er wächst in wohlsituierten Verhältnissen auf und kommt in den Genuss einer entsprechenden Vorbildung, die es ihm erlaubt, ein Studium aufzunehmen. Im Sommersemester 1497 wird er unter dem Rektorat von Johannes Brunckow aus Stendal an der Leipziger Universität immatrikuliert.

Die Universität Leipzig, 1409 gegründet, hatte die typische Struktur einer mittelalterlichen Universität: Zunächst besuchten die Studenten die Artistenfakultät, um dort in den Sprachkünsten (Trivium) und den sogenannten Realia (Quadrivium), also in den „artes liberales“, ausgebildet zu werden. Den ersten Abschnitt schloss man mit dem Grad des Baccalaureus ab, den zweiten mit dem eines Magister artium, was gleichbedeutend mit der Lehrberechtigung an der Artistenfakultät war. Seit dem 15. Jahrhundert wurde der Begriff „Artistenfakultät“ zunehmend durch die Bezeichnung „Philosophische Fakultät“ ersetzt. Diese Ausbildung dauerte etwa vier Jahre, so dass Stromer im Wintersemester 1498 den Grad eines Baccalaureus und im Wintersemester 1501 den des Magister erwirbt. Einige der Magister blieben als Dozenten an der Universität. Zu jenen gehört Stromer, der vom Sommersemester 1502 bis zum Wintersemester 1505 sowie vom Sommersemester 1507 bis zum Wintersemester 1508 an der Philosophischen Fakultät lehrt, auch wird er im Wintersemester 1509 und 1512 als Lehrender erwähnt. 1512 trägt er den Titel „doctor“.

Wir wissen von Stromer weiter, dass er ein Medizinstudium absolviert, das er möglicherweise 1506 beginnt, denn in diesem Jahr erscheint er nicht als Dozent in der Philosophischen Fakultät. Die Medizinische Fakultät wurde 1415 gegründet, sechs Jahre nach der Gründung der Universität. 1438 erfolgte die Stiftung zweier Professuren: eine für Pathologie (theoretische Medizin) und eine für Therapie (praktische Medizin). Beim Ausscheiden des Professors für Therapie rückte der Professor für Pathologie automatisch auf dessen Posten und war zugleich Dekan.

Während des Sommersemesters 1508 – als Student der Medizin – ist Stromer Rektor der Universität. Das erscheint uns heute unwahrscheinlich, war aber zur damaligen Zeit nicht ungewöhnlich. Das Rektorenamt wurde in Leipzig seit Universitätsgründung zumindest bis 1559 nur ein Semester lang bekleidet, und das von Männern, die schon den Magister artium erworben haben mussten. So war zum Beispiel J. Brunckow, der Rektor im Immatrikulationssemester von Stromer, Magister artium liberalium und Baccalarius der Juristenfakultät, der Nachfolger Stromers als Rektor (Wintersemester 1508), Gregor Breilkopf aus Kronitz, ebenfalls Magister artium und Baccalarius formatus der Theologie.

1509 ist Stromer – wohl immer noch Student der Medizin – einer der Kollegiaten des Großen Fürstenkollegs, das – ebenso wie das Kleine Fürstenkolleg – 1409 gegründet wurde und zwölf Magistern (Großes Kolleg) sowie acht Magistern (Kleines Kolleg) Besoldung bot. Die Magister des Großen Kollegs erhielten 30 Florentiner Goldgulden jährlich.

1511 wird Stromer zum Doktor der Medizin promoviert, 1516 zum Professor der Pathologie berufen und wirkt von 1525 – sein Vorgänger Simon Pistoris war gestorben – bis zu seinem Tod als Dekan der Medizinischen Fakultät. Im Jahr 1504 schreibt er ein Rechenbuch „Algorithmus linealis numerationem additionem subtractionem duplicationem mediationem multiplicatione[m]...“, in dem er die Anfangsgründe der Arithmetik darstellt. Dieses Werk wurde erstmals bei Martin Landsberg in Leipzig gedruckt, dann häufig nachgedruckt, beispielsweise 1505, 1507, 1510, 1511, 1516 und 1517 bei Jakob Thanner, auch in Leipzig. Es handelt sich dabei um eine der frühesten Abhandlungen über das Rechnen mit Hilfe eines Abakus.

In der Zeit der Reformation spielt Stromer von Auerbach in Leipzig eine wichtige Rolle. Er steht in regem Briefwechsel mit Martin Luther, Philipp Melanchthon, Ulrich von Hutten und Erasmus von Rotterdam. 1519 beteiligt er sich an der Disputation Luthers mit Johannes Eck (27. Juni bis 15. Juli 1519) und bietet 1539 Martin Luther Quartier in Leipzig. 1519 heiratet er und kauft ein Grundstück, auf dem er um 1530 ein großes Handelshaus, „Auerbachs Hof“ errichten lässt. Ein Weinlokal im Keller trägt den Namen „Auerbachs Keller“. Als Leibarzt zahlreicher Fürsten – Stromer war „Kurfürstlich-brandenburgischer, kursächsischer, erzbischöflich magdeburg-mainzischer Leibmedikus“ – verfasst er eine Reihe medizinischer Schriften, als Erste eine oft gedruckte über die Pest. Im Mai 1516 wurde in Leipzig Stromers „Saluberrimae adversus pestilentiam observationes recens editae“ bei Valentin Schumann verlegt und mehrmals nachgedruckt, so in Mainz (1517) oder Straßburg (1518). 1519 erschienen sie als erweiterter Neudruck ebenfalls bei Schumann in Leipzig. Vor der zweiten lateinischen Ausgabe 1516 druckte Melchior Lotter in Leipzig eine deutsche Übersetzung: „Regiment Henrichen Stromers von / Aurbach d[er] ertzneyney Doctors inhal[te]n[dt] wie sich wid[er] die pestile[n]tz tzubeware[n] auch / den ihenen die damit begriffen hilf[ft] trzureiche[n]“, die ebenfalls wiederholt erschien (etwa 1517 in Mainz oder 1533 in Nürnberg). Aus dieser deutschen Fassung wiederum geht ein „Auszug“ hervor: „Ein kurtze unterrichtung getzogen aus den regimenten / Doctoris Heinrichen Stro//mers / heilbarer krefftiger Ertzney / mitt welchen sich der mensch wider die pestilentz bewaren / auch den ihenigen die do mit begriffen hulf[ft] reichen mag“, der 1529 bei M. Lotter gedruckt wurde (1539, 1542, 1549 in Leipzig bei Nickel

Schmidt) Diese Schriften in ihren vergleichsweise hohen Auflagen gehörten am Anfang des 16. Jahrhunderts zu den bekanntesten über die Pest. Unter „Pest“ ist in jener Zeit allerdings jegliche Seuche zu verstehen; den Erreger der Pest (*Yersinia pestis*) fand man erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

In seinen Arbeiten beschreibt Stromer die typischen Anzeichen der nahenden Pest: bestimmte Wetterkonstellationen (kalter Frühling und folgender warmer feuchter Sommer), erschreckende Himmelszeichen, wie „fliegende feurige stern und trachen, [...] großer feuerschein auß tiefereröffnung des hymels“, auch „unzeitige tode geburth der schwangern frawen“ und schließlich eine große Anzahl „giftiger thier“ (Mäuse, Ratten, Schlangen, Fliegen, Raupen, Würmer), die aus der faulenden Erde hervorkommen. Sind Anzeichen der Pest deutlich zu erkennen, müssen Vorsichtsmaßnahmen ergriffen werden. Als sicherste Vorsorge galt eine frühe Flucht „in gesunte frische frey reine lufft / darinne disze erschreckliche plage / nicht regirt [...] dan von eynem kreucht die pestilentz zu vil andern / werderhalben mehr von nöthen das man zu guet eynem gemeynen nutz / die pestilentzischen absundert / weyt von der wonung der gesunden /“. Wer von Amts wegen sich nicht entfernen konnte, sollte in einer gereinigten und wohlriechenden Wohnung (morgens und abends ein Feuer von Wacholderholz oder Eichenholz schüren, wohlriechende Pulver verbrennen) Unterschlupf suchen, sich gesund ernähren (Zubereitung mit Essig!) und leichte körperliche Übungen machen, da diese die natürliche Hitze vermehren und die faule und böse Feuchtigkeit des Körpers verzehren. Der Mensch soll in allem einen Mittelweg einschlagen. Das sind ganz offensichtlich die Lehren der antiken Medizin: die Vier-Säfte-Lehre (Humoralpathologie) als Konzept für Gesundheit und Krankheit als Störung des Säftegleichgewichts sowie die Diätetik des Galen, wonach ein gesunder Körper eine Abwehr gegen die schädlichen *res contra naturam* aufbaut. Wenn man ausgehen will, soll man sich mit Wohlgerüchen umgeben und etwas gegessen haben. Menschenansammlungen sollte man vermeiden. Die Hände sind mit Rosenwasser und Malvasia-Essig zu waschen. Stets soll man einen mit Malvasia-Essig getränkten Schwamm bei sich führen. Auf die Zungenspitze angelica (Engelwurz), gencian (Enzian), macis (Muskatblüte) und zuvor Veilchenwurzel und Kampher aufgebracht, hilft ebenfalls gegen die Pest.

Erkrankten empfiehlt Stromer kräftige Arznei gegen die pestilenzische Vergiftung. Arme Leute sollen ein Latweg herstellen aus Feigen, Walnusskernen, Weinraute, etwas Salz, die, zerstoßen, mit Sauerkraut-, Sauerampfersaft oder Johannisbeersirup angesetzt und eingedickt eine Art festes Konfekt ergeben, wovon morgens ein kastaniengroßes Stück eingenommen werden soll. Eine große Rolle spielt auch der Aderlass, der je nach dem Sitz der „Beulen“ an verschiedenen Stellen

ausgeführt wird. Allerdings mahnt Stromer dabei zur Vorsicht und empfiehlt bei alten Menschen und schwangeren Frauen eher das Schröpfen. Nach diesen Eingriffen soll der Kranke trinken und schwitzen. Auf die Abszesse (Beulen) sind Pflaster zu legen, die das Gift herausziehen sollen. Man kann auch zwei Zwiebeln nehmen, diese oben aushöhlen, mit Triack (Theriak) füllen, den Deckel wieder aufsetzen, braten, zerstoßen und das Pulver auf den Abszess legen. Stromer hat in seinen Pestarbeiten die damaligen Kenntnisse zusammengefasst dargestellt.

In der Medizingeschichte figuriert Stromer insbesondere als Gegenspieler des Paracelsus im Streit um die Wirksamkeit des Guajakholzes als Heilmittel gegen Syphilis; Stromers Gutachten verhinderte den Druck einer ablehnenden Paracelsus-Schrift in Nürnberg, wo er unter den begüterten Patriziern Verwandte hatte, und rettete den Fuggern ihr äußerst lukratives Import-Monopol für diese Droge.

Stromer gehört somit zu den prominentesten Leipziger Bürgern der Frühen Neuzeit, der sehr erfolgreich seine universitären Aufgaben, seine wissenschaftlichen Interessen und seine medizinischen Kompetenzen mit kaufmännischen Aktivitäten und politischem Engagement verband.

Sabine Fahrenbach

Johann Rhagius (Aesticampianus)

Zum 550. Geburtstag und
zum 500. Jahrestag des Vorlesungsbeginns in Leipzig



Im Wintersemester 1507 nahm Aesticampianus seine Vorlesungen in Leipzig auf, in seinem Gefolge reiste als Schüler u.a. Ulrich Hutten (1488-1523) und in Leipzig kam Caspar Borner (1492-1547) hinzu. Kaum vier Jahre später verließ Aesticampianus Leipzig wieder unter skandalträchtigen Umständen.

Nach einer öffentlichen Abrechnung mit seinen akademischen Gegnern wurde er deswegen auf zehn Jahre von der Universität relegiert. Damit war der Streit aber keineswegs beendet, vielmehr wurde seine Leipziger Vertreibung noch in den sogenannten Dunkelmännerbriefen offenherzig dargelegt.

Johann Rhagius wurde um 1457 in Sommerfeld als Sohn des Matthias Rak geboren. Im Mai 1491 nahm er unter der latinisierten Namensform Iohannes Aesticampianus ein Studium in Krakau auf, das er mit dem Baccalaureat, wahrscheinlich sogar mit dem Magistertitel beendete. 1499 ging er über Wien nach Bologna, um seine Studien fortzusetzen. Dort freundete er sich mit Jakob Questenberg (1460-1527) an, der in Rom lebte und durch dessen Vermittlung er wohl in den Genuss einer besonderen Ehrung kam. Um das Jahr 1500 erhielt er vom Papst seine Ernennung zum gekrönten Dichter, zum poetus laureatus. Diese direkt aus der päpstlichen Hand empfangene Gnadenerweisung bedeutete zu jener Zeit noch eine besondere Auszeichnung. Damit war unter anderem das Recht verbunden, an jeder Universität eigene Lehrveranstaltungen, außerhalb der akademischen Hierarchie, anbieten zu dürfen.

Die Sitte, Dichter feierlich mit dem Lorbeer zu bekränzen, ging ursprünglich von den Griechen über die Römer auf die mittelalterlichen Kaiser über. Seit dem 12. Jahrhundert vereinzelt ausgereicht, wurde dieser Ehrentitel durch Kaiser Friedrich III. (1415-1493) im deutschsprachigen Raum neu begründet. Im Jahre 1487 verlieh er auf dem Nürnberger Reichstag Conrad Celtis (1459-1508), dem akademischen Lehrvater und geistigem Vorbild von Aesticampianus, diesen Ehrentitel. Gerade weil diese Auszeichnung eine so besondere war, sie außerhalb der akademischen Gelehrsamkeit stand und auch das Vorrecht der universitären Titelverleihung brach, wurden ihre Träger an den Hohen Schulen Europas nicht immer gern gesehen. Poetae laureati waren berechtigt an allen Universitäten des römischen Reichs die Poesie und Eloquenz zu lehren – eigene Lehrstühle dafür gab es aber nur sehr wenige. So ging das 1501 von Kaiser Maximilian (1459-1519) in Wien gegründete Collegium Poetarum (das eine Sonderstellung zwischen Fakultät und Institut einnahm) schon nach wenigen Jahren wegen Mangels an Absolventen wieder ein. Der dort zu erlangende Titel eines poeta laureatus war dem symbolischen Anspruch nach als zumindest gleichrangig dem Magister oder Doktor angelegt – wie eine zeitgenössische Dürergrafik belegt: unter den dargestellten Abzeichen der Poetenfakultät finden sich sowohl Doktorring als Doktorhut.

Sehr bald entwickelte sich zwischen den Poeten und den akademischen Magistern eine Auseinandersetzung über den Vorrang in der ständischen Gelehrten-

welt. Während einzelne Poeten die „leeren Titel der akademischen Gelehrsamkeit“ ablehnten, obwohl sie selbst graduiert waren (Hutten: 1506 Baccalaureus in Frankfurt/Oder, Celtis: 1479 Baccalaureus in Köln, 1485 Magister in Heidelberg), suchten sie andererseits ihre eigene Stellung durch die Überbetonung der formellen Dichterkrönung zu erhöhen. Celtis rechnete beispielsweise nach „Jahren des Lorbeers“, d.h. nach den Jahren seit seiner eigenen Dichterkrönung.

Neben den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen versuchten die verfeindeten Parteien, persönliche Verfehlungen im Sittenwandel und bössartige Eigenschaftszuschreibungen auf die jeweils andere Gruppe zu projizieren, um sie im denkbar schlechtesten Lichte darzustellen.

1507 kam nun, schon vorbelastet durch einen seit 1497 schwelenden Leipziger Streit zwischen Poeten und ihren Gegnern, Aesticampianus aus Frankfurt/Oder in die Messestadt. Er hoffte in Leipzig auf einen Neuanfang, nachdem er von den vorherrschenden scholastischen Lehrmeinungen in Frankfurt enttäuscht war. Schon ein knappes Jahr später befand er sich in einem heftigen Streit mit der Artistenfakultät um die von ihm befürwortete Neuübersetzung der Schriften von Aristoteles. Den Streit verschärfend kam noch hinzu, dass er sich dabei wiederholt abwertend über das Magisterium äußerte. In überlieferten Sentenzen aus jenen Tagen heißt es bei Aesticampianus, „ein Poet wiege zehn Magister auf“ oder die Leipziger Gelehrten seien nicht „Magister der sieben freien Künste, sondern der sieben Todsünden.“

Ungeachtet fakultätsinterner Absprachen, hielt er auch noch parallel zu öffentlichen Vorlesungen seine eigenen, dazu konkurrierenden privaten Lektionen ab.

Die akademischen Korporationen revanchierten sich mit formaler Diskriminierung. Einladungen zu Doktor- und Magisterschmäusen blieben aus, oder man rückte den Poeten in der Rangordnung bei offiziellen Akten absichtlich weit nach hinten. Bei einer Abschiedsrede 1511 verschaffte Aesticampianus seinem Ärger über die Leipziger Magister mit einer formgewandten Rede Luft und bezeichnete sie bei dieser Gelegenheit unter anderem als „schmutzige und ruhmlose Seelen ohne Bildung und Witz.“ Die Universitätsversammlung, der alle Leipziger Magister angehörten, entzog ihm darauf die Universitätszugehörigkeit auf die Dauer von zehn Jahren. In der Matrikel findet sich noch der später hinzugefügte strafverschärfende Zusatz „*pridie quam moreretur*“.

Aesticampianus, dessen Schüler Caspar Borner Jahrzehnte danach für eine erhebliche Modernisierung und Reformierung der Leipziger Universitätsordnung

sorgte, ging frohen Herzens von Leipzig nach Rom. Dort promovierte er zum Doktor der Theologie, lehrte anschließend in Paris und erhielt als 60jähriger noch eine Professur in Wittenberg angeboten. Im freundschaftlichen Verbund mit den Reformatoren um Martin Luther und Philipp Melanchthon konnte er an der Leucorea bis zu seinem Tod im Jahre 1520 erfolgreich und hochgeachtet wirken.

Jens Blecher

Literatur:

Aesticampianus Leipziger Abschiedsrede von 1511. In: Otto Clemen: Kleine Schriften zur Reformationgeschichte. Ernst Koch (Hrsg). Band I. Leipzig 1982. S. 262-266.

Emil Reicke: Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit, Nachdruckauflage der 1924 erschienenen zweiten Fassung. Köln [ohne Jahr].

Collegium Juridicum

Zum 125. Jahrestag der Übergabe des Neubaus



Das Grundstück, auf dem sich auch heute noch, oder wieder, das Juridicum der Universität Leipzig befindet, gehörte teils seit Mitte des 15. Jahrhunderts der Juristenfakultät, teils gelangte es zu Beginn des 16. Jahrhunderts in das Eigentum der Juristenfakultät. Vorher gehörte dieser Teil der Philosophenfakultät. Wegen seiner Lage im Petersviertel wurde es auch schon frühzeitig Collegium Petrinum genannt.

Im Jahre 1515, wenige Jahre nach dem Eigentumsübergang, konnte ein neuerichtetes Gebäude in der Petersstraße bezogen werden. Am anderen Ende des Grundstücks – an der Schloßgasse – befand sich das Ordinariatsgebäude.

Im Dreißigjährigen Krieg wurde den Gebäuden die Nähe zur Pleißenburg zum Verhängnis. Bei deren Belagerung wurde das Collegium Juridicum zerstört und zunächst nicht wieder aufgebaut. Die Schweden ließen auf dem Grundstück Häuser für Soldaten errichten; der Unterricht der Juristen fand in anderen universitären Gebäuden statt. Dem Einsatz des damaligen Ordinarius Siegismund Finckelthaus war es zu verdanken, dass 1641 ein neues Auditorium auf dem angestammten Grundstück eingeweiht werden konnte.

Auch im Siebenjährigen Krieg wurde das Gebäude wiederum – dieses Mal als Lazarett – zweckentfremdet. Erst sieben Jahre nach dem Kriegsende konnte die Fakultät ihr Grundstück zurückerwerben. Ohne Verwendung staatlicher Mittel gelang es dem Ordinarius Carl Ferdinand Hommel, einen zusätzlichen Neubau an der Schloßgasse errichten zu lassen, der im Herbst 1773 feierlich seiner Bestimmung übergeben wurde.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts reichten die Räumlichkeiten nicht mehr aus. Als sich dann noch „gar eine Baufälligkeit des alten Hauses [...] bemerkbar machte“ (Friedberg) fasste die Fakultät den Beschluss, auf dem vorhandenen Grundstück einen Neubau errichten zu lassen. Die Mittel dazu – 497.500 Mark – stellte die Regierung leihweise zur Verfügung. Daraufhin wurden 1880 sowohl das alte Petrinum an der Peterstraße als auch das neue an der Schloßgasse abgerissen. An ihrer Stelle ließ die Fakultät durch den Baurat Gustav Müller ein großes Geschäfts- und Wohnhaus errichten, das das Grundstück vollständig überbaute und in Annäherung an die in Leipzig üblichen Höfe eine Passage aufwies, die einen Durchgang von der Petersstraße zum Burgplatz erlaubte. Die neue Bebauung erinnerte nur noch im äußeren Umriss an seine Vorgänger. Dieser Neubau wurde am 30. Oktober 1882 vom Dekan Emil Friedberg seiner Bestimmung übergeben. Zur feierlichen Einweihung konnte der Dekan nicht nur die Universitätsleitung begrüßen, sondern auch den Kultusminister und ehemaligen Fakultätsangehörigen v. Gerber, den Sächsischen Generalstaatsanwalt v. Schwarze, den Leipziger Oberbürgermeister Georgi sowie Reichsgerichtsräte und -senatspräsidenten. Friedbergs Festvortrag, den er am selben Tag auch als Monographie vorlegte, hatte die Geschichte der Fakultät zum Gegenstand. Nach einem Mittagsfestmahl endete der Tag mit einer Abendgesellschaft im Hôtel de Russie.

Der für seine Zeit moderne Gründerzeitbau beherbergte lediglich in kleineren Bereichen die Juristenfakultät. Nur der von beiden Straßenfronten abgeschlos-

sene Mitteltrakt des langgestreckten neuen Gebäudes wurde von der Fakultät genutzt. „Zwei Aufgänge, die durch niedere Eisengitter verschließbar sind, führen im Mittelgebäude mit steinernen Stufen zum ersten Stock hinan. Beide gewähren Zugang zu dem Saal der Facultät [...] Er ruht auf dem Gewölbe des Durchganges vom ersten zum zweiten Hofe [...] Gehen wir links hinauf, so gelangen wir zum Haupteingange des Saales, der in der Ostseite angebracht ist, unter der Galerie, von der aus korinthische Säulen zur Decke steigen. An der Südseite des Saales befinden sich die Katheder, ein kleinerer und hinter ihm der größere. Die Schmalseiten des stattlichen Raumes [...] bedecken dreiundzwanzig Professoren- und Fürstenporträts in Oel gemalt, die älteren und ältesten von Maler Wilhelm Georgy hier mit kunstverständiger Hand vor der Vernichtung bewahrt und restaurirt. [...] Die nicht durch Porträts auf uns gekommenen Ordinarien werden wenigstens den Namen nach auf der Wand nach Westen angeführt.“ Dieser Saal wurde später kurz Juristenaula genannt. „Vom Südende des Saales führt ein Ausgang nach dem neuen Sitzungssaal der Facultät (mit Vorzimmer), vom Nordende ein Ausgang nach dem Treppenhaus und dem neuen juristischen Seminar. Auch für die Kanzlei der Facultät, ihr Archiv, Bibliothek, die Examinatoren sind Räume und zwar zwei im Ostflügel des Hauses eingerichtet, die zum Theil bereits in Gebrauch genommen wurden.“ Das Juristische Seminar insgesamt wurde allerdings erst im Wintersemester 1883/84 eröffnet.

Auch die nach der Jahrhundertwende gegründeten Institute der Juristenfakultät wurden überwiegend im Juridicum untergebracht. Da nunmehr keine Vorlesungen mehr im Petrinum stattfanden, sondern nur noch Seminarübungen, Praktika und Exegetika, konnte der überwiegende Teil des Gebäudes als Geschäftsfläche vermietet werden.

Am 4. Dezember 1943 wurden große Teile der Leipziger Innenstadt durch einen amerikanischen Bombenangriff zerstört. Während das Nachbargebäude erhalten blieb, wurde das Collegium Juridicum ein Raub der Flammen. Die durchaus noch beachtlichen Trümmer wurden nach dem Kriege abgetragen. Der Wiederaufbau konnte erst nach der Wiedervereinigung Deutschlands in Angriff genommen werden. Im Herbst 2001 bezogen die zivil- und strafrechtlichen Lehrstühle der Fakultät das neue Gebäude am historischen Ort.

Bernd-Rüdiger Kern

Literatur:

Emil Friedberg; Das Collegium Juridicum. Ein Beitrag zur Geschichte der Leipziger Juristenfacultät. 1882.

Cornelius Gurlitt: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. H. 17, Stadt Leipzig 1895. ND 1995, S. 242-249.

Emil Friedberg: Die Leipziger Juristenfakultät, ihre Doktoren und ihr Heim (=Festschrift zur Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig), 2. Band. 1909.

Heinz Füßler (Hrsg.): Leipziger Universitätsbauten: Die Neubauten der Karl-Marx-Universität seit 1945 und die Geschichte der Universitätsgebäude, 1961.

Jens Blecher und Gerald Wiemers: Die Universität Leipzig 1409-1943. Ansichten – Einblicke – Rückblicke. [o. J.].

Autorenverzeichnis

Prof. Dr. Saulo de Freitas Araujo

Professor für Geschichte der Psychologie an der Universidade Federal de Juiz de Fora (Brasilien)

Juliane Bally M.A.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Musikinstrumentenforschung Georg Kinsky e. V. Leipzig, in Kooperation mit dem Museum für Musikinstrumente der Universität Leipzig

Prof. em. Dr. Dr. h. c. Lothar Beyer

Professor für Anorganische Chemie (Koordinationschemie), Institut für Anorganische Chemie

Dr. Jens Blecher

Mitarbeiter des Universitätsarchivs Leipzig

Prof. Dr. Dr. Detlef Döring

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Dr. Sabine Fahrenbach

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften

Dr. Markus Hein

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kirchengeschichte

Prof. Dr. Ingrid Kästner

Professorin am Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften

Prof. Dr. Bernd-Rüdiger Kern

Professor für Bürgerliches Recht, Rechtsgeschichte und Arztrecht an der Juristenfakultät

Prof. em. Dr. Rainer Kößling

Professor am Institut für Germanistik

Prof. Dr. Helmut Loos

Professor für Historische Musikwissenschaft am Institut für Musikwissenschaft

Prof. Dr. Wolfgang Ratzmann

Professor am Institut für Praktische Theologie

Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha

Professorin für Geschichte der Medizin, Direktorin des Karl-Sudhoff-Instituts für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften

Prof. Dr. Franz-Viktor Salomon-vom Stein

Professor am Veterinär-Anatomischen Institut

Dr. Bruno Schelhaas

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Institut für Länderkunde

Dr. Eberhard Schulze

Ehemaliger Dozent für Informationsverarbeitung in der Landwirtschaft an der Sektion Tierproduktion und Veterinärmedizin bzw. an der Agrarwissenschaftlichen Fakultät

Prof. Dr. Ludwig Stockinger

Professor für Neuere deutsche Literatur am Institut für Germanistik

Prof. Dr. Gerald Wiemers

Ehemaliger Direktor des Universitätsarchivs Leipzig

Bildnachweise

- S. 9: Franz Lau (1907-1973), Gustav-Adolf-Werk e.V., Leipzig
- S. 15: Heinrich Schmitthenner (1887-1957), Leibniz-Institut für Länderkunde, Archiv für Geographie
- S. 21: Arthur Hantzsch (1857-1935), Universitätsarchiv Leipzig, Ü 20,58
- S. 25: Hermann Baum (1864-1932), Universitätsarchiv Leipzig, N 6397
- S. 31: Henry Ernest Sigerist (1891-1957) in seinem Arbeitszimmer im Leipziger Institut für Geschichte der Medizin, Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften der Universität Leipzig, Altbestand, x647
- S. 37: Hans Mayer (1907-2001), Universitätsarchiv Leipzig/
Foto: Josef Kurz, FS N 3314
- S. 43: Wilhelm Ostwald (1853-1932), Universitätsarchiv Leipzig, N 461
- S. 47: Miklós Rózsa (1907-1995), Archiv Breitkopf & Härtel Verlag, Leipzig und Wiesbaden
- S. 53: Erich Mühle (1907-1993), Universitätsarchiv Leipzig, N 3069
- S. 59: Julius Wagner (1857-1924), Universitätsarchiv Leipzig, N 30
- S. 65: Wilhelm Wundt (1832-1920), Universitätsarchiv Leipzig, N 73
- S. 71: Siegfried Schmutzler (1915-2003), Universitätsarchiv Leipzig, N 2920
- S. 77: Werner Heisenberg (1901-1976), Universitätsarchiv Leipzig, FS N 3788
- S. 81: Ulrich von Hutten (1488-1523), Universität Leipzig, Kustodie
- S. 87: Acta Editorum (1682), Universitätsbibliothek Leipzig
- S. 93: Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache (1732), Universitätsbibliothek Leipzig
- S. 97: Johann Christoph Gottsched (1700-1766), Universität Leipzig, Kustodie

- S. 105: Max Reger (1873-1916), Meininger Museen, Sammlung Musikgeschichte/Max-Reger-Archiv, C 17
- S. 109: Heinrich Stromer von Auerbach (1482-1542), Universität Leipzig, Kustodie
- S. 113: Johann Rhagius (1457-1520), Universitätsarchiv Leipzig, Matrikel 245a
- S. 117: Collegium Juridicum, Innenansicht (1882), Universitätsarchiv Leipzig, N 6229,1

